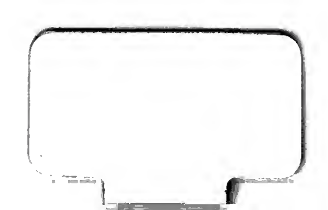
TNR 32420

~~PG3367.C5.K6~~



302576342W

Leinwandmesser

Erzählung

von

L. N. Tolstoi

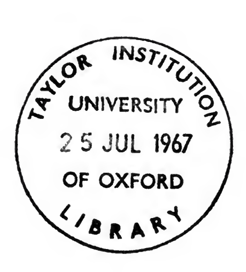
PG3367. G5. K6

Ins Deutsche übertragen

von

H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Geschrieben 1861

Immer höher und höher schien sich der Himmel zu heben, immer weiter breitete sich die Morgenröte aus, immer weißer wurde der matte Silberschimmer des Taues, immer glanzloser die Mondsichel, immer vernehmlicher das leise Rauschen des Waldes ... Die Menschen begannen, sich vom Lager zu erheben, und im herrschaftlichen Gestüt hörte man immer häufiger Schnauben, Herumstampfen im Stroh und sogar zorniges, kreischendes Wiehern der Pferde, die sich zusammendrängten und um etwas stritten.

„Na, na! Immer Geduld! Seid wohl hungrig geworden?" sagte der alte Pferdehüter, indem er rasch das knarrende Tor öffnete. „Wohin?" schrie er und scheuchte eine Stute, die sich durch das Tor drängen wollte, mit dem ausgestreckten Arme zurück.

Der Pferdehüter Nestor trug einen Kosakenrock und um den Leib einen ledernen, rot ausgenähten Gurt; die Peitsche hatte er um die Schulter geschlungen; am Gurt hatte er einen Beutel mit Brot hängen. In den Händen hielt er einen Sattel und einen Reitzaum.

Die Pferde waren über den spöttischen Ton des Pferdehüters ganz und gar nicht erschrocken, fühlten sich auch nicht dadurch gekränkt; es sah aus, als ob sie sich gar nichts daraus machten, und sie gingen ruhig von dem Tore weg. Nur eine alte, dunkelbraune, langmähnige Stute legte das eine Ohr an und drehte sich schnell mit dem Hinterteil herum. In diesem Augenblicke kreischte eine junge Stute, die ganz hinten stand, und die das Ganze gar nichts anging, laut auf und schlug mit den Hinterfüßen gegen das erste beste Pferd, das in ihrer Nähe war, aus.

„Na, na!" schrie der Pferdehüter noch lauter und drohender und begab sich in eine Ecke des Hofes.

Von allen Pferden, die sich auf dem Hofe befanden (es mochten ihrer etwa hundert sein), zeigte die geringste Ungeduld ein scheckiger Wallach, der allein für sich da in der Ecke unter dem Vordach eines Schuppens stand und, die Augen halb zukneifend, an einem eichenen Pfosten des Schuppens leckte.
Es war schwer zu sagen, welchen Genuß der scheckige Wallach daran fand; aber er machte, während er das tat, eine ernste, nachdenkliche Miene.
„Was machst du da für Dummheit!" rief ihm der herantretende Pferdehüter in demselben Tone zu; dann legte er den Sattel und die fettglänzende Schweißdecke neben ihn auf einen Düngerhaufen.
Der scheckige Wallach hörte auf zu lecken und sah, ohne sich zu regen, den Pferdehüter lange an. Er lachte nicht, er wurde nicht zornig, er machte keine finstere Miene; sondern er schüttelte sich nur mit dem ganzen Leibe und wandte sich mit einem schweren, tiefen Seufzer ab. Der Pferdehüter faßte ihn um den Hals und legte ihm den Reitzaum an.
„Was hast du denn zu seufzen?" sagte Nestor.
Der Wallach schwenkte den Schweif, als wollte er sagen: „Ach, ich habe das bloß so in Gedanken getan; etwas Besonderes habe ich nicht, Nestor!" Nestor legte ihm die Schweißdecke und den Sattel auf, wobei der Wallach die Ohren an den Kopf legte, doch wohl um sein Mißvergnügen auszudrücken; aber er wurde dafür nur „Du Aas!" geschimpft, und der Untergurt wurde festgezogen.
Dabei blies der Wallach sich auf; aber Nestor steckte ihm einen Finger in das Maul und stieß ihn mit dem Knie gegen den Bauch, so daß er ausatmen mußte. Trotzdem legte er, als dann Nestor den Obergurt mit den Zähnen anzog, noch einmal die Ohren zurück und sah sich sogar um. Obgleich er wußte, daß

ihm das nichts half, hielt er es doch für notwendig, zum Ausdruck zu bringen, daß ihm das unangenehm sei, und daß er es sich nicht nehmen lasse, das zu zeigen. Als er gesattelt war, setzte er den geschwollenen rechten Vorderfuß seitwärts heraus und begann am Gebiß zu kauen, auch wieder mit irgendeinem besonderen Hintergedanken; denn daß das Gebiß keinen Geschmack habe, mußte er schon lange wissen.

Nestor stieg mittels des kurzen Steigbügels auf den Wallach, wickelte die Peitsche los, zog seinen Rock unter dem Knie hervor, setzte sich auf dem Sattel in der besonderen Art der Kutscher, Jäger und Pferdehüter zurecht und zog die Zügel an. Der Wallach hob den Kopf in die Höhe und bekundete damit seine Bereitwilligkeit, zu gehen, wohin es ihm befohlen würde, rührte sich aber nicht vom Flecke. Er wußte, daß, ehe es losging, sein Reiter noch ein großes Geschrei vollführen und dem anderen Pferdehüter Waska und den Pferden noch allerlei Weisungen erteilen werde. Und wirklich begann Nestor zu schreien: „Waska! He, Waska! Hast du auch die Mutterstuten herausgelassen? Wohin gehst du denn, verfluchter Kerl? Hoho! Du schläfst wohl... Mach das Tor auf! Laß die Mutterstuten vorangehen," usw.

Das Tor knarrte. Verdrossen und schläfrig stand Waska, ein Pferd am Zügel haltend, beim Pfosten und ließ die Pferde hinaus. Die Pferde, behutsam durch das Stroh schreitend und daran schnuppernd, gingen nacheinander hinaus: junge Stuten, jährige Hengste mit kurzgeschnittenen Mähnen, Saugfohlen und schwerfällige Mutterstuten, diese einzeln und vorsichtig ihre Leiber durch das Tor hindurchtragend. Die jungen Stuten drängten sich mitunter zu zweien und dreien zusammen, legten eine der anderen den Kopf auf den Rücken und beschleunigten ihren Gang im Tore, wofür sie jedesmal von den Pferdehütern

mit Schimpfworten bedacht wurden. Die Saugfohlen liefen manchmal zu den Beinen fremder Mutterstuten hin und wieherten hell auf als Antwort auf den kurzen Lockruf ihrer Mütter.

Eine junge übermütige Stute bog, sobald sie das Tor passiert hatte, den Kopf nach unten und zur Seite, sprang mit dem Hinterteil in die Höhe und kreischte auf; aber sie wagte doch nicht, der alten grauen Fliegenschimmelstute Schuldüba vorzulaufen, die mit ruhigem, schwerfälligem Schritte, den Bauch nach rechts und nach links schaukelnd, würdevoll wie immer allen Pferden voranging.

Nach einigen Minuten lag der vorher so belebte Hof traurig verödet da. Trübselig ragten die Pfosten unter dem leeren Vordache auf, und es war nur zertretenes, mit Mist untermengtes Stroh zu sehen. Wenn auch diese Verödung dem scheckigen Wallach ein längst gewohntes Bild war, so schien sie ihn doch traurig zu stimmen. Langsam, als ob er Verbeugungen machte, senkte und hob er den Kopf, seufzte, soweit es ihm der fest angezogene Sattelgurt erlaubte, und wanderte hinkend mit seinen krummen Beinen, die gar nicht auseinandergehen wollten, hinter der Herde her, indem er den alten Nestor auf seinem knochigen Rücken trug.

„Ich weiß schon: sobald wir auf die Landstraße hinauskommen, wird er Feuer schlagen und sein hölzernes Pfeifchen mit dem Kupferbeschlag und dem Kettchen anzünden," dachte der Wallach. „Ich freue mich darüber, weil früh morgens, wenn alles betaut ist, dieser Geruch mir zusagt und mancherlei angenehme Erinnerungen bei mir wachruft. Verdrießlich ist nur, daß der Alte, sobald er die Pfeife zwischen den Zähnen hat, in allerlei wunderliche Phantasien über sich selbst hineingerät, sich wie ein Held vorkommt und sich schief setzt, unbedingt schief;

und gerade auf der Seite, wo er sich hinsetzt, tut es mir weh. Aber mag er es meinetwegen tun; es ist mir nichts Neues, um des Vergnügens anderer willen zu leiden; ich finde sogar schon eine Art von Pferdevergnügen darin. Mag er sich ein Held dünken, der arme Kerl! Er spielt ja die Rolle des Tapferen nur sich selber vor, wenn ihn niemand sieht; meinetwegen mag er auch schief sitzen!" So reflektierte der Wallach und trottete, vorsichtig mit den krummen Beinen auftretend, in der Mitte der Landstraße dahin.

II

Nachdem Nestor die Herde zum Flusse getrieben hatte, an welchem die Pferde weiden sollten, stieg er von dem Wallach herunter und nahm ihm den Sattel ab. Unterdessen fing die Herde schon an, sich langsam über die noch nicht zertretene Wiese zu verteilen, die mit Tau bedeckt und von dem Dunste überzogen war, der sowohl von ihr wie von dem sie zum Teil umgebenden Flusse aufstieg.

Nestor nahm dem scheckigen Wallach den Zaum ab und kratzte das Tier unter dem Halse; als Antwort darauf schloß der Wallach zum Zeichen der Dankbarkeit und des Vergnügens die Augen. „Das hat er gern, der alte Hund!" sagte Nestor. Indessen liebte der Wallach dieses Kratzen ganz und gar nicht und tat nur aus Zartgefühl so, als ob es ihm angenehm sei. Er schüttelte ein wenig mit dem Kopfe, um sein Einverständnis auszudrücken. Aber plötzlich, ganz unerwartet und ohne jede Ursache, stieß Nestor, vielleicht in der Annahme, eine allzu große Familiarität könne den scheckigen Wallach zu falschen Vorstellungen von seinem Werte bringen, ohne jede Vorbereitung den Kopf des Wallachs von sich, holte mit dem Zügel aus und schlug den Wallach mit der Schnalle des Zügels sehr schmerzhaft gegen das magere Bein. Dann ging er, ohne ein Wort zu sagen, die Anhöhe hinan zu dem Baumstumpf, bei dem er zu sitzen pflegte.

Obgleich diese Behandlung den scheckigen Wallach kränkte, ließ er es sich doch nicht merken und ging, indem er langsam den dünnhaarigen Schweif hin und her schwenkte, ab und zu an etwas schnupperte und, nur um sich zu zerstreuen, hier und da etwas Gras abrupfte, zum Flusse hin. Er blickte mit keinem Auge danach hin, was um ihn her die jungen Stuten, die jäh-

rigen Hengste und die Füllen in ihrer Freude über den schönen Morgen anstellten, und da er wußte, daß es, namentlich in seinem Alter, das gesündeste sei, zuerst auf nüchternen Magen einen tüchtigen Schluck zu trinken und dann erst zu fressen, so suchte er sich am Ufer einen geräumigen, sanft abgedachten Platz, trat so weit in den Fluß, daß er sich die Hufe und das Kötenhaar benetzte, steckte sein Maul in das Wasser und begann es mit seinen zerrissenen Lippen einzusaugen, die sich allmählich füllenden Seiten sachte zu bewegen und mit der kahlen Rübe des dünnen, scheckigen Schweifes zu wedeln.

Eine braune, mutwillige Stute, die den Alten immer hänselte und ihm allerlei Schabernack spielte, kam auch hier beim Wasser zu ihm heran, als ob sie gleichfalls trinken wollte, in Wirklichkeit aber nur, um ihm das Wasser vor seiner Nase zu trüben. Aber der Schecke hatte sich schon satt getrunken und zog, wie wenn er die Absicht der braunen Stute gar nicht bemerkte, seine Beine, die tief in den weichen Boden eingesunken waren, ruhig eines nach dem andern heraus, schüttelte mit dem Kopfe, ging ein wenig abseits von der Jugend und machte sich daran, zu fressen. Indem er die Beine auf mannigfache Weise auseinanderspreizte und es so vermied, unnötig viel Gras zu zertreten, fraß er, fast ohne jemals den Kopf in die Höhe zu heben, drei volle Stunden lang. Nachdem er sich so vollgefressen hatte, daß ihm der Bauch wie ein Sack von den mageren, derben Rippen herunterhing, stellte er sich gleichmäßig auf alle seine vier kranken Beine, um möglichst wenig Schmerz zu haben, besonders im rechten Vorderfuß, der der schwächste von allen war. Dann schlief er ein.

Es gibt ein würdevolles Greisenalter, es gibt ein häßliches und es gibt ein klägliches Greisenalter. Mitunter kommt es auch vor, daß ein Greisenalter häßlich und würdevoll zugleich

ist. Das Greisenalter des scheckigen Wallachs war gerade von dieser Art.

Der Wallach war von hohem Wuchs, nicht kleiner als zwei Arschin drei Werschok. Von Farbe war er schwarz-scheckig; oder vielmehr er war einstmals so gewesen; aber jetzt waren die schwarzen Flecke schmutzigbraun geworden. Solcher dunklen Flecke hatte er drei: der eine war am Kopfe, mit einer schiefen Blesse an der Seite der Nase, und reichte bis zur Mitte des Halses. Die lange Mähne, die ganz voll Kletten saß, war an manchen Stellen weiß, an anderen braun. Der zweite Fleck zog sich an der rechten Seite hin bis zur Mitte des Bauches; der dritte befand sich auf der Kruppe, umfaßte noch den oberen Teil des Schwanzes und reichte bis zur Mitte der Schenkel. Der übrige Teil des Schwanzes war weißlich-bunt. Der große, knochige Kopf mit den tiefen Einsenkungen über den Augen und der herabhängenden, bei irgendeinem Anlasse eingerissenen schwarzen Unterlippe hing schwer und tief an dem vor Magerkeit krummen, wie von Holz aussehenden Halse zum Boden hinunter. Hinter der herabhängenden Lippe wurden die seitlich zwischen die Zähne geklemmte, schwärzliche Zunge und die gelben Reste der durch das Kauen fast ganz zerstörten Unterzähne sichtbar. Die Ohren, von denen das eine zerschnitten war, hingen tief nach den Seiten herab und bewegten sich nur von Zeit zu Zeit lässig, um die zudringlichen Fliegen zu verscheuchen. Ein langer Büschel Schopfhaar hing hinter dem einen Ohr herab; die unbedeckte Stirn war eingesunken und rauh; an den breiten Unterkiefern hing die Haut beutelförmig herunter. Am Halse und am Kopfe schlangen sich die Adern in Knoten zusammen, die bei jeder Berührung durch eine Fliege zuckten und zitterten. Das Gesicht trug den Ausdruck ernster Geduld, tiefen Nachdenkens und schmerzlichen Leidens.

Seine Vorderfüße waren an den Knien bogenförmig gekrümmt; an beiden Hufen waren Geschwülste; und an dem einen Vorderbein, an welchem der farbige Fleck bis zur Mitte herabreichte, befand sich beim Knie eine faustgroße Beule. Die Hinterbeine waren etwas weniger defekt, aber an den Schenkeln, offenbar schon seit langer Zeit, abgescheuert, und Haar wuchs an diesen Stellen nicht mehr nach. Alle Beine erschienen bei der Magerkeit der ganzen Gestalt unverhältnismäßig lang. Die Rippen waren zwar derb und kräftig, lagen aber offen sichtbar da und waren so straff von der Haut überspannt, daß es aussah, als sei diese in den Vertiefungen zwischen ihnen angetrocknet. Widerrist und Rücken waren ganz übersät mit den Spuren alter Hiebe, und hinten war noch eine frische geschwollene Stelle, die sich zwar schon mit einem Schorfe überzog, aber noch eiterte; die schwarze Rübe des Schwanzes mit den deutlich erkennbaren Wirbeln ragte lang und beinah kahl hervor. Auf der braunen Kruppe, nicht weit vom Schwanz, befand sich eine mit weißen Haaren bewachsene handgroße Wunde, die anscheinend von einem Bisse herrührte. Eine andere, schon vernarbte Wunde war vorn am Schulterblatt sichtbar. Die Hinterbeine und der Schweif waren infolge der steten Magenverstimmung unsauber. So kurz das Haar des Felles war, so stand es doch am ganzen Körper struppig in die Höhe.
Aber trotz des abschreckenden Aussehens, welches das Greisenalter diesem Pferde verliehen hatte, konnte man, wenn man es betrachtete, unwillkürlich nachdenklich werden, und ein Kenner hätte sofort gesagt, das müsse seinerzeit ein auffallend schönes Pferd gewesen sein. Ein Kenner hätte sogar gesagt, daß es in Rußland nur einen Schlag gebe, der ein so breites Knochengerüst aufweisen könne und so gewaltige Schenkelknochen und solche Hufe und so schlanke Beine und eine solche

Auffetzung des Halses und vor allen Dingen eine solche Schädelbildung und so große, schwarze, leuchtende Augen und so rassige Aderklümpchen an Kopf und Hals und eine so feine Haut und eine so feine Behaarung.

In der Tat, es lag etwas Würdevolles in der Gestalt dieses Pferdes und in dieser furchtbaren Vereinigung einerseits der abstoßenden Merkmale der Gebrechlichkeit, deren Eindruck durch die Buntscheckigkeit des Felles noch erhöht wurde, und andererseits seiner Gebärden und Manieren und des Ausdrucks von Selbstvertrauen und ruhigem Bewußtsein der eigenen Schönheit und Kraft.

Wie eine lebende Ruine stand das Tier einsam mitten auf der tauigen Wiese, und unweit von ihm erscholl das Stampfen, das Schnauben und das jugendfrohe Wiehern und Kreischen der weit zerstreuten Herde.

III

Schon stieg die Sonne über den Wald empor, und ihre Strahlen blitzten hell auf dem Grase und auf der Oberfläche des sich krümmenden Flusses. Der Tau trocknete und sammelte sich in Tropfen; wie leichter Rauch verschwand der letzte Morgennebel. Krause Wölkchen erschienen am Himmel; aber es ging noch kein Wind. Jenseits des Flusses stand dicht und straff grüner Roggen, der bereits Ähren ansetzte, und es roch nach frischem Grün und Blumen. Aus dem Walde rief der Kuckuck, mitunter dazwischen heiser krächzend, und Nestor zählte, lang auf dem Rücken liegend, wie viele Jahre er noch leben werde. Die Lerchen erhoben sich über dem Roggenfelde und über der Wiese in die Luft. Ein Hase, der sich verspätet hatte, war zwischen die Pferdeherde geraten, rettete sich in großen Sprüngen ins Freie, setzte sich bei einem Busche hin und horchte. Waska schlief, den Kopf mit dem Gesicht ins Gras gedrückt; die jungen Stuten zogen sich ringsumher noch weiter von ihm fort und zerstreuten sich in der Niederung; auch die älteren Stuten schritten weiter, ab und zu schnaubend und eine helle Spur im Tau hinter sich lassend, und wählten sich immer solche Stellen aus, wo sie niemand stören konnte; aber sie weideten nicht mehr, sie fraßen nur zum Vergnügen manchmal ein paar schmackhafte Halme. Die ganze Herde bewegte sich unmerklich nach einer Richtung hin.

Wieder war es die alte Schuldüba, welche, würdevoll den anderen voranschreitend, ihnen klarmachte, daß man weiter weggehen könne. Die junge Rappstute Muschka, die zum erstenmal gefohlt hatte, wieherte beständig, hob den Schweif und schnob ihrem lilafarbenen Füllen zu; die junge Atlasnaja, mit dem glatten, glänzenden Fell, senkte den Kopf so tief herab,

daß der schwarze, seidige Haarschopf ihr die Stirn und die Augen bedeckte, spielte mit dem Grase, indem sie Hälmchen ausriß und wieder fallen ließ, und stampfte mit dem taufeuchten Fuße auf, an dem das Kötenhaar einen dichten Büschel bildete. Eines der älteren Saugfohlen mochte sich wohl ein neues Spiel ersonnen haben: das kurze, krause Schwänzchen wie einen Helmbusch aufrichtend, jagte es schon zum sechsundzwanzigsten Male im Kreise um seine Mutter herum, welche den Charakter ihres Sohnes schon hinreichend zu kennen schien, ruhig das Gras abrupfte und nur ab und zu mit dem großen schwarzen Auge von der Seite nach dem Fohlen hinblickte.
Eines der kleinsten Saugfohlen, ein schwarzes, dickköpfiges Tierchen, mit einem wie verwundert zwischen den Ohren aufstarrenden Haarschopf und einem kurzen Schwänzchen, das sich noch nach der Seite krümmte, nach der es im Mutterleibe gekrümmt gewesen war, richtete die Ohren auf und schaute, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit stumpfblickenden Augen unverwandt nach einem andern Fohlen hin, welches immer einen Sprung machte und dann wieder rückwärts ging; es blieb unklar, ob das zuschauende Tierchen von Neid erfüllt war oder sich überlegte, warum sich das andere wohl so benehme. Einige Fohlen sogen, die Mäuler unter die Mütter schiebend; andere liefen, aus unerfindlichem Grunde, trotz aller Zurufe der Muttertiere, in kleinem, ungeschicktem Trabe geradeswegs von diesen fort, als ob sie etwas suchen wollten, und blieben dann, wieder aus nicht erkennbarer Ursache, stehen und stießen ein lautes, verzweifeltes Gewieher aus; andere lagen, in einer Reihe hingestreckt, auf der Seite da; andere lernten Gras fressen; andere kratzten sich mit einem Hinterfuß hinter dem Ohr. Zwei noch trächtige Stuten gingen abgesondert; langsam die Beine bewegend, fraßen sie immer

noch. Es war nicht zu verkennen, daß ihr Zustand von den andern respektiert wurde und keines von den jüngeren Tieren an sie heranzukommen und sie zu stören wagte. Und wenn ja eine übermütige Stute sich beikommen ließ, sich ihnen zu nähern, so genügte eine Bewegung des Ohres oder des Schweifes, um ihr die ganze Unziemlichkeit ihres Benehmens zum Bewußtsein zu bringen.

Die jährigen Hengste und die jährigen Stuten taten so, als wären sie schon ausgewachsene Tiere von gesetztem Charakter; nur selten erlaubten sie sich, ein paar Sprünge zu machen und sich an lustige Gesellschaft anzuschließen. Ihre Schwanenhälschen mit den geschorenen Mähnen hinabbiegend, fraßen sie mit Anstand ihr Gras und schwenkten, als ob sie auch schon Schweife hätten, mit ihren Pinselchen umher. Ganz wie die Großen legten sich manche nieder, wälzten sich oder kratzten einander. Die lustigste Gesellschaft bestand aus den zwei- und dreijährigen ledigen Stuten. Sie gingen fast alle in einem gesonderten Trupp, eine fröhliche Mädchenschar. Aus diesem Trupp hörte man Stampfen, Kreischen, Wiehern und Schnauben. Sie drängten sich zusammen, legten einander die Köpfe auf die Schultern, beschnupperten sich, sprangen in die Höhe und liefen manchmal mit erhobenem Schweif, halb im Trabe, halb im Paßgang, stolz und kokett vor ihren Genossinnen her. Die schönste und zugleich die Rädelsführerin unter dieser ganzen Jugend war eine mutwillige braune Stute. Was sie angab, das machten die andern nach; wo sie hinging, dahin folgte ihr der ganze Haufe der Schönen. Diese Übermütige war an diesem Morgen zu allerlei Spielen ganz besonders aufgelegt. Es war eine lustige Laune über sie gekommen, wie das ja auch bei Menschen vorkommt. Schon an der Tränke hatte sie den alten Wallach geneckt; dann lief sie am Wasser

entlang, tat, als ob sie vor etwas erschrocken wäre, prustete und lief, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, ins Feld hinaus, so daß Waska ihr und den andern, die sich ihr angeschlossen hatten, nachgaloppieren mußte. Nachdem sie dann ein bißchen gefressen hatte, fing sie an, sich umherzuwälzen; darauf foppte sie die alten Stuten dadurch, daß sie vor ihnen herging; dann trieb sie ein Füllen beiseite und lief hinter ihm her, als ob sie es beißen wollte. Die Mutter erschrak und hörte auf zu fressen; das Füllen schrie mit kläglicher Stimme; aber die übermütige Stute rührte es überhaupt nicht an; sie hatte es nur erschrecken und ihren Genossinnen, die mit großem Interesse ihre Schelmenstreiche als Zuschauerinnen verfolgten, ein Schauspiel darbieten wollen. Dann kam sie auf den Einfall, einem kleinen Grauschimmel in der Ferne, jenseits des Flusses bei dem Roggenfelde, den Kopf zu verdrehen; auf diesem Pferdchen ritt dort ein Bauer; der Pflug schleifte hinterher. Sie stellte sich in stolzer Haltung, ein wenig zur Seite gewendet, hin, hob den Kopf in die Höhe, schüttelte sich und ließ ein süßes, zärtliches, langgedehntes Wiehern erschallen. Mutwille und tiefe Empfindung und eine gewisse Traurigkeit kamen in diesem Wiehern zum Ausdruck. Auch Sehnsucht und Liebesverheißung und Liebeskummer lagen darin.

Dort rief im dichten Schilf, von einer Stelle zur andern laufend, leidenschaftlich ein Wachtelkönig seine Gefährtin zu sich; dort ließen der Kuckuck und die Wachtel ihren Liebesruf erklingen, und die Blumen sandten durch den Wind ihren duftenden Blütenstaub einander zu.

„Auch ich bin jung und schön und stark," sagte das Wiehern der übermütigen Stute. „Aber es ist mir bisher nicht vergönnt gewesen, die Süßigkeit jenes Gefühles zu kosten, ja es hat mich

überhaupt noch kein Liebhaber gesehen, wahrhaftig noch kein einziger."

Und das vielsagende Gewieher klang voll jugendlicher Sehnsucht über die Niederung und das Feld dahin und gelangte aus der Ferne zu dem grauen Pferdchen. Dieses richtete die Ohren auf und blieb stehen. Der Bauer versetzte ihm einen Stoß mit seinem in einem Bastschuh steckenden Fuße; aber der Grauschimmel war wie bezaubert von dem silberhellen Klange des fernen Wieherns und wieherte zur Antwort gleichfalls. Der Bauer wurde zornig, riß ihn an den Zügeln und stieß ihn mit dem Fuße so heftig gegen den Bauch, daß er sein Gewieher nicht zu Ende bringen konnte und weiterging. Aber dem Grauschimmel war gar süß und sehnsuchtsvoll zu Mute geworden, und noch lange drangen von den fernen Roggenfeldern die Töne eines ansetzenden leidenschaftlichen Wieherns und dann die zornigen Schimpfworte des Bauern zu der Pferdeherde herüber.

Wenn schon von dem bloßen Klang dieser Stimme der Grauschimmel sich so hingerissen fühlte, daß er seine Pflicht vergaß, was wäre dann erst mit ihm geschehen, wenn er die mutwillige Schöne in ihrer ganzen Gestalt gesehen hätte, wie sie die Ohren spitzte, die Nüstern aufblähte, die Luft einzog und, von unbestimmter Begierde getrieben und an dem ganzen jungen, schönen Leibe zitternd, nach ihm rief?

Aber die Übermütige dachte nicht lange über den Eindruck nach, den sie hervorgerufen hatte. Als die Stimme des Grauschimmels verstummt war, wieherte sie noch einmal spöttisch, bog den Kopf herunter, grub mit einem Fuß in der Erde und ging dann hin, um den scheckigen Wallach aufzuwecken und zu foppen. Der scheckige Wallach war stets das arme Opfer, das von diesen glücklichen jungen Tieren gehänselt und gepeinigt

wurde. Er hatte von diesen jungen Tieren mehr zu leiden als von den Menschen. Er selbst tat weder den einen noch den anderen Übles. Die Menschen bedienten sich seiner und mißhandelten ihn bei diesem Anlaß; aber warum quälten ihn die jungen Pferde?

IV

Er war alt, sie waren jung; er war mager, sie waren wohlgenährt; er war traurig, sie waren vergnügt. Folglich war er ein ganz fremdes, ganz andersartiges Wesen, und sie konnten mit ihm kein Mitleid haben. Die Pferde haben nur mit sich selbst Mitleid und außerdem nur noch mitunter mit denjenigen, in deren Haut sie sich mit Leichtigkeit hineindenken können. Aber es war doch nicht des scheckigen Wallachs eigene Schuld, daß er alt und dürr und mißgestaltet war.

Man möchte meinen, daß es nicht seine eigene Schuld war; aber nach der Anschauung der Pferde war es allerdings seine eigene Schuld, und nach dieser Anschauung waren immer nur diejenigen im Rechte, die stark, jung und glücklich waren, diejenigen, die noch das ganze Leben vor sich hatten, diejenigen, bei denen in übermütiger Anstrengung jeder Muskel zitterte und der Schweif sich steif in die Höhe hob. Vielleicht sah das auch der scheckige Wallach selbst ein und gab in ruhigen Augenblicken selbst zu, daß es seine eigene Schuld sei, wenn er sein Leben schon hinter sich hatte, und daß er nun dafür büßen müsse; aber er war doch bei alledem ein Pferd und konnte sich oft eines Gefühls der Kränkung, des Kummers und des Unwillens nicht erwehren, wenn er all dieses junge Volk ansah, das ihn sein Greisenalter so schwer entgelten ließ, obwohl es doch diesem selben Greisenalter gleichfalls am Ende des Lebens verfallen mußte. Ein weiterer Grund für die Mitleidslosigkeit der Pferde war auch ein gewisses aristokratisches Gefühl. Jedes von ihnen führte seinen Stammbaum väterlicherseits oder mütterlicherseits auf die berühmte Smetanka zurück; von dem Schecken aber wußte niemand, wo er herstammte; der Schecke war so ein Hergelaufener, der vor drei

Jahren auf dem Jahrmarkt für achtzig Rubel Papier gekauft war.

Die braune Stute ging, als wenn sie nur so umherpromenierte, bis dicht an die Nase des scheckigen Wallachs und versetzte ihm dann einen Stoß. Er wußte schon, wie das gemeint war, und legte, ohne die Augen aufzumachen, die Ohren an den Kopf und fletschte die Zähne. Die Stute drehte ihm ihr Hinterteil zu und machte Miene, nach ihm zu schlagen. Er öffnete die Augen und ging weg nach einer andern Stelle. Zum Schlafen hatte er keine Lust mehr; so begann er denn zu fressen. Wieder kam die übermütige Stute, von ihren Freundinnen begleitet, zu dem Wallach hin. Eine zweijährige Stute mit einer Blesse, ein sehr dummes Tier, das der Braunen alles nachmachte und in allen Stücken ihre folgsame Schülerin war, kam mit ihr zusammen heran und begann, wie das Nachahmer stets tun, das, was die Braune tat, noch zu überbieten. Die braune Stute pflegte heranzukommen, als ob sie nur mit sich selbst beschäftigt wäre, und bei dem Wallach dicht vor seiner Nase vorbeizugehen, ohne ihn anzusehn, so daß er wirklich nicht wußte, ob er zornig werden sollte oder nicht, und das wirkte dann in der Tat komisch.

So machte das die braune Stute auch jetzt; aber die Blesse, welche hinter ihr ging und besonders ausgelassen war, gab dem Wallach geradezu einen Stoß mit der Brust. Dieser fletschte wieder die Zähne, kreischte auf, stürzte mit einer Geschwindigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, hinter ihr her und biß sie in die Lende. Die Blesse schlug mit beiden Hinterfüßen aus und traf den Alten schwer auf die mageren, kahlen Rippen. Der Alte röchelte ordentlich vor Schmerz; er wollte sich noch einmal auf sie stürzen, dann aber bedachte er sich eines andern, seufzte schwer auf und ging zur Seite.

Das ganze junge Volk der Herde schien die Dreistigkeit, die sich der scheckige Wallach gegen die Blesse herausgenommen hatte, als eine persönliche Beleidigung aufzufassen; sie ließen ihn den ganzen übrigen Tag absolut nicht mehr fressen und gönnten ihm keinen Augenblick der Ruhe, so daß der Pferdehüter mehrmals einschreiten mußte und gar nicht begreifen konnte, was ihnen eigentlich in den Kopf gekommen war.

Der Wallach war so niedergeschlagen, daß er von selbst zu Nestor hinging, als der Alte sich anschickte, die Herde wieder nach Hause zu treiben, und er fühlte sich glücklicher und ruhiger, als Nestor ihn sattelte und aufstieg.

Gott weiß, welche Gedanken den alten Wallach erfüllten, als er auf seinem Rücken den alten Nestor nach Hause trug, – ob er voll Bitterkeit an das freche, grausame junge Volk dachte oder mit jenem verächtlichen, schweigsamen Stolze, wie er dem Alter eigen ist, seinen Beleidigern vergab; jedenfalls ließ er seine Empfindungen nicht kund werden, bis sie zu Hause waren.

An diesem Abend hatte Nestor Besuch von Gevattersleuten bekommen, und als er die Herde an den zum Gestüt gehörigen kleinen Wohnhäusern vorbeitrieb, bemerkte er einen Wagen mit einem Pferde, das vor seiner Haustür angebunden war. Nachdem er die Herde hineingetrieben hatte, hatte er es so eilig, daß er den Wallach, ohne ihm den Sattel abzunehmen, in den Hof ließ, seinem Kameraden Waska zurief, er solle ihn absatteln, das Tor zumachte und zu seinen Gevattersleuten ging. Ob nun deswegen, weil der Blesse, einer Urenkelin der berühmten Smetanka, von diesem „schäbigen Subjekt", das auf dem Pferdemarkte gekauft war und weder Vater noch Mutter kannte, eine Beleidigung zugefügt und dadurch das aristokratische Empfinden des ganzen Gestütes verletzt war,

oder weil der Wallach mit dem hohen Sattel ohne Reiter den Pferden ein seltsames, phantastisches Schauspiel bot, – genug, es ereignete sich in dieser Nacht auf dem Pferdehofe etwas Ungewöhnliches. Alle Pferde, junge und alte, liefen zähnefletschend hinter dem Wallach her und jagten ihn auf dem Hofe herum. Man hörte das Dröhnen der Hufschläge gegen seine mageren Flanken und das schwere Ächzen des Getroffenen. Der Wallach konnte das nicht mehr ertragen und konnte den Hufschlägen nicht mehr ausweichen. Mitten im Hofe blieb er stehen; auf seinem Gesicht malte sich in abstoßender Weise die kraftlose Wut des schwächlichen Greisenalters und dann die vollste Verzweiflung. Er legte die Ohren zurück, und plötzlich geschah etwas, was alle Pferde sofort veranlaßte, ihre Angriffe einzustellen. Die älteste Stute, namens Wjasopuricha, ging an den Wallach heran, beschnupperte ihn und seufzte. Der Wallach seufzte gleichfalls . . . .
. . . .

image
not
available

jener Leinwandmesser, den der Graf selbst gekannt, aber aus dem Gestüte verwiesen hat, weil ich seinen Liebling Lebed überholt hatte . . . .

. . . .

Als ich geboren wurde, wußte ich nicht, was das bedeutet: ein Schecke; ich meinte eben, ich sei ein Pferd. Die erste Bemerkung, die über mein Fell gemacht wurde, versetzte – darauf besinne ich mich noch sehr wohl – mich und meine Mutter in großes Erstaunen.

Ich wurde wahrscheinlich in der Nacht geboren; am Morgen stand ich, von meiner Mutter schon rein geleckt, bereits auf den Füßen. Ich erinnere mich, daß ich immer ein Verlangen nach etwas verspürte, und daß mir alles höchst wunderbar und zugleich höchst selbstverständlich vorkam. Die Boxes lagen bei uns an einem langen, warmen Korridor und hatten Gittertüren, durch die man alles sehen konnte.

Meine Mutter hielt mir das Euter hin; aber ich war noch so unerfahren, daß ich mit der Nase bald unter die Vorderbeine meiner Mutter, bald unter die Krippe stieß. Plötzlich blickte meine Mutter sich nach der Gittertür um, trat mit einem Beine über mich fort und ging zur Seite. Der Knecht, der den Stalldienst hatte, sah durch das Gitter zu uns in die Box herein.

‚Ei, sieh da! Baba hat gefohlt!‘ sagte er und schob den Riegel zurück. Er kam herein, ging über das frische Stroh auf mich zu und faßte mich mit beiden Armen um. ‚Sieh mal, Taras!‘ rief er, ‚ein schnurriger Schecke, die reine Elster!‘

Ich riß mich von ihm los, stolperte und fiel auf die Knie nieder.

‚Ei, so ein kleines Teufelchen!‘ sagte er.

Meine Mutter wurde unruhig, machte aber keine Anstalten,

mich zu schützen; sie seufzte nur schwer, sehr schwer und trat ein wenig zur Seite. Die Stallknechte kamen und besahen mich. Einer von ihnen lief hin, um es dem Stallmeister zu melden.
Alle lachten, sobald sie mein scheckiges Fell erblickten, und gaben mir allerlei sonderbare Benennungen. Der Sinn dieser Worte war nicht nur mir, sondern auch meiner Mutter unverständlich. Bisher war unter uns und allen meinen Verwandten kein einziger Schecke gewesen. Wir glaubten nicht, daß etwas Schlimmes dabei sei. Meinen Körperbau und meine Kraft lobten auch damals alle.
‚Sieh, was für ein flinkes Kerlchen!' sagte einer der Stallknechte. ‚Man kann ihn kaum halten.'
Nach einiger Zeit kam der Stallmeister; auch er wunderte sich über meine Farbe; er schien sogar darüber verdrießlich zu sein.
‚Von wem das kleine Scheusal das bloß hat?' sagte er. ‚Der Direktor wird ihn nun nicht im Gestüt behalten mögen. Ach, Baba, du hast mich schön angeführt,' wandte er sich zu meiner Mutter. ‚Hättest du nur wenigstens einen Bleß zur Welt gebracht; aber einen ganz Scheckigen!'
Meine Mutter antwortete nichts und seufzte nur wieder, wie immer in ähnlichen Fällen.
‚Von wem er das bloß hat?' fuhr er fort. ‚Wie ein Bauer sieht er aus! Im Gestüt können wir ihn nicht behalten; es ist eine wahre Schande! Aber von Gestalt ist er schön, sehr schön!' sagte er, und das sagten alle, die mich sahen.
Nach einigen Tagen kam auch der Gestütsdirektor selbst; er betrachtete mich, und wieder waren alle ganz entsetzt und schalten auf mich und auf meine Mutter wegen der Farbe meines Felles. ‚Aber von Gestalt ist er schön, sehr schön!' sagte jeder, der mich sah.

Bis zum Frühling wohnten wir Füllen alle im Stalle der Mutterstuten, aber gesondert, jedes bei seiner Mutter. Nur zu der Zeit, als schon der Schnee auf den Dächern der Stallungen von der Sonne zu schmelzen anfing, wurde ich mitunter mit meiner Mutter auf den geräumigen Hof hinausgelassen, der mit frischem Stroh belegt war. Dort lernte ich zum ersten Male alle meine Verwandten, nähere und entferntere, kennen. Dort sah ich, wie aus den verschiedenen Türen lauter damals hochberühmte Stuten mit ihren Füllen herauskamen. Da war die alte Hollandka, dann Muschka, eine Tochter von Smetanka, dann Krasnucha, ferner das Reitpferd Dobrochoticha, lauter Berühmtheiten jener Zeit; alle kamen sie da nebst ihren Füllen zusammen, gingen im Sonnenschein umher, wälzten sich auf dem frischen Stroh und beschnupperten einander ganz wie gewöhnliche Pferde. Den Anblick dieses Hofes, den die schönsten Stuten jener Zeit erfüllten, habe ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen können. Es wird euch sonderbar vorkommen, wenn ihr euch vorstellen und glauben sollt, daß ich einst jung und feurig war; und doch war es so. Da war auch diese selbe Wjasopuricha, die ihr hier seht, damals noch ein einjähriges Tierchen mit geschorener Mähne, ein liebes, lustiges, mutwilliges Pferdchen; aber — und das sage ich nicht etwa, um sie zu kränken — obgleich sie jetzt unter euch, was Geblüt anlangt, für eine Seltenheit gilt, gehörte sie damals zu den geringsten Pferden jener Zucht. Sie wird euch das selbst bestätigen.

Meine Buntscheckigkeit, die den Menschen so sehr mißfiel, gefiel dafür allen Pferden außerordentlich gut; alle umringten sie mich, bewunderten mich und spielten mit mir. Ich begann schon zu vergessen, was die Menschen über meine Buntscheckigkeit gesagt hatten, und mich glücklich zu fühlen. Aber bald

lernte ich den ersten Kummer in meinem Leben kennen, und die Ursache dieses Kummers war meine Mutter. Als es schon zu tauen anfing, die Sperlinge unter den Vordächern zwitscherten und der Frühling sich immer stärker in der Luft spürbar machte, da begann meine Mutter, ihr Benehmen gegen mich zu ändern.

Ihr ganzes Wesen war wie umgewandelt; bald begann sie plötzlich ohne jeden Anlaß zu spielen und auf dem Hofe herumzutollen, was zu ihrem gesetzten Alter ganz und gar nicht paßte; bald versank sie in Gedanken und wieherte dabei; bald biß sie die andern Stuten und schlug mit den Hinterfüßen nach ihnen; bald beschnupperte sie mich und schnob unzufrieden; bald legte sie, wenn wir draußen im Sonnenschein waren, ihren Kopf über die Schulter ihrer Kusine Kuptschicha und kratzte ihr lange nachdenklich den Rücken; mich aber stieß sie vom Euter weg. Eines Tages kam der Stallmeister, ließ ihr ein Halfter anlegen, und dann wurde sie aus der Box hinausgeführt. Sie wieherte; ich rief ihr zu und wollte ihr nachstürzen; aber sie sah sich nicht einmal nach mir um. Der Stallknecht Taras ergriff mich mit beiden Armen in dem Augenblick, wo sich die Tür hinter meiner Mutter, die hinausgeführt wurde, schloß.

Ich riß mich los und warf den Stallknecht in das Stroh; aber die Tür war fest geschlossen, und ich hörte nur das sich immer weiter entfernende Wiehern meiner Mutter. Und in diesem Wiehern hörte ich nicht mehr einen Ruf nach mir, sondern ich merkte darin einen ganz anderen Ausdruck. Auf ihre Stimme antwortete in der Ferne eine mächtige andere Stimme, wie ich später erfuhr, die Stimme Dobrüs I., der, mit je einem Stallknecht rechts und links, zum Rendezvous mit meiner Mutter kam.

Ich erinnere mich nicht, wie Taras aus meiner Box hinauskam; mir war gar zu traurig zu Mute, denn ich fühlte, daß ich die Liebe meiner Mutter für immer verloren hatte. ‚Und alles nur deswegen, weil ich ein Schecke bin,‘ dachte ich in Erinnerung an das, was die Menschen über mein Fell gesagt hatten, und es packte mich eine solche Wut, daß ich mit Kopf und Knien gegen die Wände der Box zu stoßen anfing und dies so lange fortsetzte, bis ich in Schweiß wie gebadet war und vor Erschöpfung aufhören mußte.

Nach einiger Zeit kehrte meine Mutter zu mir zurück. Ich hörte, wie sie in einem mir ungewöhnlich klingenden Trabe auf dem Korridor zu unserer Box gelaufen kam. Man öffnete ihr die Tür, und ich erkannte sie gar nicht wieder, so viel jünger und schöner war sie geworden. Sie beschnupperte mich, schnob und stieß ein lachendes Gewieher aus. An ihrem gesamten Ausdruck sah ich, daß sie mich nicht mehr liebte.

Sie erzählte mir von Dobrüs' Schönheit und von ihrer Liebe zu ihm. Diese Zusammenkünfte dauerten fort, und das Verhältnis zwischen mir und meiner Mutter wurde immer kälter.

Bald darauf ließ man uns auf die Weide hinaus. Von diesem Zeitpunkte an lernte ich neue Freuden kennen, welche mir den Verlust der Liebe meiner Mutter ersetzten. Ich hatte Freunde und Kameraden. Wir lernten zusammen Gras fressen, ebenso wiehern wie die Großen und mit emporgehobenen Schweifen um unsere Mütter herumgaloppieren. Das war eine glückliche Zeit. Alles war mir gestattet; alle liebten mich, bewunderten mich und betrachteten alles, was ich tat, mit wohlwollender Nachsicht. Aber das dauerte nicht lange. Nach kurzer Zeit widerfuhr mir etwas Entsetzliches."

Der Wallach stieß einen tiefen, schweren Seufzer aus und ging von den andern Pferden weg.
Die Morgenröte war schon längst am Himmel erschienen. Das Tor knarrte. Nestor kam herein. Die Pferde gingen auseinander. Der Pferdehüter brachte den Sattel des Wallachs in Ordnung und trieb die Herde hinaus.

VI

Die zweite Nacht

Sobald die Pferde am Abend in den Hof getrieben waren, drängten sie sich wieder um den Schecken.

„Im August trennte man mich von meiner Mutter," fuhr der Schecke fort, „und ich empfand darüber keinen sonderlichen Kummer. Ich sah, daß meine Mutter schon einen jüngeren Bruder trug, den berühmten Usan, und ich war nicht mehr derselbe, der ich früher gewesen war. Ich war nicht eifersüchtig; aber ich fühlte, daß ich kühler gegen sie geworden war. Außerdem wußte ich, daß ich nach der Trennung von der Mutter in die allgemeine Füllenabteilung kam, wo wir zu zweien und dreien zusammen standen und täglich unsere ganze junge Schar ins Freie hinausgelassen wurde. Ich stand in einer Box mit Milü. Milü ist ein Reitpferd geworden, und es hat ihn später der Kaiser geritten, und er ist auf Gemälden und in Statuen dargestellt worden. Damals war er noch ein einfaches Füllen, mit glänzendem, zartem Fell, einem Schwanenhals und schnurgeraden, feinen Beinen. Er war immer vergnügt, gutmütig und liebenswürdig, immer bereit zu spielen, sich mit einem andern zu belecken und mit einem andern Pferde oder einem Menschen sein Späßchen zu treiben. Unwillkürlich befreundeten wir uns miteinander, da wir zusammen wohnten, und diese Freundschaft hat während unserer ganzen Jugendzeit fortgedauert. Er war lustig und leichtsinnig. Er fing schon damals an zu lieben, schäkerte mit den Stuten und lachte mich wegen meiner Unschuld aus. Und zu meinem Unglück begann ich, es ihm aus Ehrgeiz nachzumachen, und war sehr bald ganz toll verliebt. Und diese meine

frühe Neigung wurde die Ursache zu der größten Veränderung meines Schicksals. Es kam manchmal vor, daß ich mich vor Liebe gar nicht zu lassen wußte... Wjasopuricha war ein Jahr älter als ich; wir waren miteinander sehr gut befreundet; aber gegen Ende des Herbstes bemerkte ich, daß sie anfing mir auszuweichen...

Aber ich will nicht diese ganze unglückliche Geschichte meiner ersten Liebe erzählen; Wjasopuricha selbst wird sich erinnern, in welcher sinnlosen Weise ich mich von meiner Leidenschaft hinreißen ließ, und wie dies mit der wichtigsten Veränderung in meinem Leben endete.

Die Pferdehüter stürzten herbei, um sie fortzujagen und mich zu schlagen. Am Abend wurde ich in eine besondere Box gebracht; ich wieherte die ganze Nacht hindurch, wie in einer Vorahnung dessen, was mir der folgende Tag bringen sollte.

Am Morgen kamen in den Korridor vor meiner Box der Gestütsdirektor, der Stallmeister, ein paar Stallknechte und Pferdehüter, und es erhob sich ein furchtbarer Lärm. Der Direktor schrie den Stallmeister an; der Stallmeister verteidigte sich, er habe verboten gehabt, mich herauszulassen, und die Stallknechte hätten es eigenmächtig getan. Der Direktor sagte, er werde sie allesamt durchpeitschen lassen; daß junge Hengste nicht zu halten seien, hätten sie wissen müssen. Der Stallmeister versprach, er werde alles ausführen. Sie schwiegen endlich und gingen fort. Ich hatte nichts begriffen; aber ich sah, daß sie etwas Schlimmes mit mir vorhatten.

....

....

Tags darauf hörte ich für mein lebelang auf zu wiehern; ich wurde so, wie ich jetzt bin. Die ganze Welt hatte in meinen Augen eine andere Gestalt bekommen. Nichts machte mir

Freude; ich vergrub mich in mich selbst und wurde nachdenklich. Anfangs war mir alles zuwider. Ich hörte sogar auf zu trinken, zu fressen und zu gehen; und nun gar an Spielen dachte ich überhaupt nicht mehr. Mitunter kam mir der Einfall auszuschlagen, umherzugaloppieren, zu wiehern; aber sofort trat mir auch die furchtbare Frage entgegen: warum? wozu? Und meine letzte Kraft sank dahin.

Einmal wurde ich abends draußen umhergeführt gerade in dem Augenblicke, als man die Herde vom Felde heimtrieb. Schon von weitem erblickte ich die Staubwolke mit den noch undeutlichen, mir so wohlbekannten Umrissen aller unserer Mutterstuten. Ich hörte das lustige Wiehern und das Getrappel. Ich blieb stehen, obgleich der Strick des Halfters, an dem mich der Stallknecht zog, mir in den Nacken schnitt, und schaute nach der näherkommenden Herde hin, wie man auf ein für immer verlorenes, unwiederbringliches Glück hinschaut. Als sie herankamen, unterschied ich einzeln alle die mir bekannten schönen, prächtigen, gesunden, wohlgenährten Gestalten. Einige von ihnen blickten auch nach mir hin. Ich fühlte nicht mehr den Schmerz, als mich der Stallknecht am Halfter zog. Ich vergaß, wer ich war, und begann in Erinnerung an frühere Zeiten zu wiehern und Trab zu laufen; aber mein Wiehern klang traurig, lächerlich und töricht. In der Herde wurde nicht gelacht; aber ich merkte, wie sich viele der Pferde aus Anstandsgefühl von mir abwandten. Ich machte offenbar auf sie einen widerwärtigen, kläglichen, peinlichen und vor allen Dingen lächerlichen Eindruck. Lächerlich erschien ihnen mein dünner, energieloser Hals, mein großer Kopf (ich war damals sehr mager geworden), meine langen, plumpen Beine, und wie ich aus alter Gewohnheit in ungeschickter Gangart im Kreise um den Stallknecht herumtrabte.

Niemand antwortete auf mein Gewieher; alle wandten sie sich von mir ab. Ich begriff plötzlich alles; ich begriff, wie fern ich ihnen allen für immer stand, und ich erinnere mich nicht mehr, wie ich damals hinter dem Stallknecht her nach Hause gekommen bin.

Ich hatte auch früher schon einen H..ng zum Ernst und zum Nachsinnen besessen; jetzt nun aber ging in meinem Innern eine entschiedene Umwandlung vor. Meine Buntscheckigkeit, die mir diese seltsame Verachtung seitens der Menschen zuzog, ferner das furchtbare Unglück, das so unerwartet über mich hereingebrochen war, und dazu noch meine eigentümliche Stellung im Gestüt, die ich empfand, aber mir schlechterdings noch nicht erklären konnte, dies alles brachte mich dahin, mich tief in mein Inneres zurückzuziehen. Ich dachte über die Ungerechtigkeit der Menschen nach, die mich dafür verdammten, daß ich ein Schecke war; ich dachte über die Unbeständigkeit der mütterlichen Liebe und überhaupt der weiblichen Liebe nach und über ihre Abhängigkeit von physischen Zuständen; ganz besonders aber dachte ich über die Eigenheiten jener sonderbaren Gattung von lebenden Wesen nach, mit der wir in so enger Verbindung stehen, und die wir Menschen nennen, über diejenigen Eigenheiten, deren Folge jene Besonderheit meiner Stellung im Gestüt war, die ich wohl empfand, aber nicht begreifen konnte.

Was es mit dieser Besonderheit und mit den menschlichen Eigenheiten, auf denen sie beruhte, für eine Bewandtnis hatte, das entdeckte ich bei folgender Gelegenheit.

Es war im Winter, in der Festzeit. Einen ganzen Tag lang erhielt ich kein Futter und auch nichts zu trinken. Wie ich nachher erfuhr, war dies daher gekommen, daß unser Stallknecht betrunken war. An demselben Tage kam der Stall-

meister zu mir herein, sah, daß ich nichts zu fressen hatte, und schimpfte in sehr starken Ausdrücken auf den nicht anwesenden Stallknecht. Dann ging er wieder weg.

Am andern Tage kam der Stallknecht mit einem seiner Kameraden in unsere Box herein, um uns Heu zu geben. Ich bemerkte, daß er auffällig blaß und in trüber Stimmung war, und daß namentlich die Art, wie er seinen langen Rücken bewegte, eine besondere Bedeutung und etwas Mitleiderregendes hatte.

Grimmig warf er das Heu hinter die Raufe. Ich wollte meinen Kopf über seine Schulter schieben; aber er schlug mich mit der Faust so schmerzhaft auf das Maul, daß ich zurücksprang. Dann gab er mir noch mit dem Stiefel einen Tritt gegen den Bauch.

‚Wenn dieses verdammte Aas nicht wäre,‘ sagte er, ‚dann wäre nichts passiert.‘

‚Was ist denn gewesen?‘ fragte der andere Stallknecht.

‚Ja, nach dem Grafen seinen Pferden, da sieht er nicht nach; aber bei seinem, da revidiert er den Tag zweimal.‘

‚Ist ihm denn der Schecke geschenkt worden?‘ fragte der andere.

‚Ob verkauft oder geschenkt, das weiß der Teufel. Dem Grafen seine Pferde, wenn die auch alle vor Hunger krepieren, das ist ihm ganz egal; aber wenn man sich beikommen läßt, seinem Füllen kein Futter zu geben! „Leg dich hin!“ sagt er. „Und nun haut ordentlich zu!“ Er hat kein Christentum. Das Vieh tut ihm mehr leid als ein Mensch. Man merkt, daß er kein Kreuz auf der Brust trägt; er hat selbst die Hiebe gezählt, der Barbar! Selbst der Direktor hat mich noch nie so hauen lassen; mein ganzer Rücken ist voll Striemen; man sieht, er hat kein christliches Herz im Leibe.‘

Was sie vom Durchpeitschen und vom Christentum sagten, das verstand ich ganz gut; aber vollständig dunkel war mir damals noch, was der Ausdruck ‚sein Füllen' bedeutete, aus welchem ich ersah, daß die Menschen irgendwelche Beziehung zwischen mir und dem Stallmeister annahmen. Worin diese Beziehung bestand, konnte ich damals schlechterdings nicht begreifen. Erst viel später, nachdem man mich von den andern Pferden getrennt hatte, verstand ich, was das bedeutete. Damals konnte ich gar nicht begreifen, was das eigentlich heißen sollte, daß sie mich als das Eigentum eines Menschen bezeichneten. Der Ausdruck ‚mein Pferd' bezog sich auf mich, ein lebendiges Pferd, und erschien mir ebenso seltsam wie solche Ausdrücke: ‚mein Land', ‚meine Luft', ‚mein Wasser'.

Aber diese Worte hatten mir einen gewaltigen Eindruck gemacht. Unaufhörlich dachte ich darüber nach; aber erst lange nachher, nachdem ich die mannigfachsten Beziehungen zu den Menschen durchgemacht hatte, begriff ich endlich, welche Bedeutung die Menschen diesen sonderbaren Worten beilegen. Diese Bedeutung ist folgende: Für die Menschen sind im Leben nicht Taten das Bestimmende, sondern Worte. Es kommt ihnen nicht sowohl auf die Möglichkeit an, etwas zu tun oder nicht zu tun, als vielmehr auf die Möglichkeit, mit Bezug auf allerlei Gegenstände gewisse Worte von konventioneller Bedeutung zu gebrauchen. Solche Worte, die bei ihnen für sehr wichtig gelten, sind die Worte ‚mein, meine', deren sie sich in bezug auf die verschiedensten Dinge, auf lebende Wesen und leblose Gegenstände, bedienen, sogar in bezug auf den Erdboden, auf Menschen und auf Pferde. Sie haben untereinander festgesetzt, daß von ein und demselben Dinge immer nur einer ‚mein' sagen darf. Und wer nach diesem unter ihnen vereinbarten Spiel von der größten Anzahl von Dingen ‚mein' sagt,

der gilt bei ihnen für den Glücklichsten. Weshalb das so ist, weiß ich nicht; aber es ist so. Früher habe ich mich lange bemüht, mir das aus irgendwelchem unmittelbaren Vorteil zu erklären; aber eine solche Erklärung erwies sich als unzutreffend.
Zum Beispiel: viele von den Menschen, die mich ihr Pferd nannten, ritten gar nicht auf mir; sondern es ritten auf mir ganz andere Leute. Es fütterten mich auch nicht sie, sondern ganz andere. Gutes taten mir wiederum nicht diejenigen, die mich ihr Pferd nannten, sondern Kutscher, Roßärzte und überhaupt fremde Menschen. Als sich in der Folge der Kreis meiner Beobachtungen erweiterte, überzeugte ich mich, daß nicht nur in bezug auf uns Pferde der Begriff ‚mein' lediglich auf einem niedrigen, animalischen Instinkte der Menschen beruht, den sie Eigentumssinn oder Eigentumsrecht nennen. Der Mensch sagt auch: ‚mein Haus', obgleich er nie darin wohnt, sondern nur für die Erbauung und Erhaltung des Hauses Sorge trägt. Der Kaufmann sagt: ‚mein Laden', zum Beispiel ‚mein Tuchladen', und läßt sich dabei doch nicht seine Kleider aus dem besten Tuche machen, das in seinem Laden ist.
Es gibt Menschen, die ein Stück Land als das ihrige bezeichnen und doch dieses Stück Land nie gesehen haben, nie auf ihm umhergegangen sind. Es gibt Menschen, welche von anderen Menschen ‚mein' sagen, und doch haben sie diese Menschen nie gesehen, und ihre ganze Beziehung zu diesen Menschen besteht darin, daß sie ihnen Böses tun.
Es gibt Menschen, welche Frauen als ihre Frauen bezeichnen, und doch leben diese Frauen mit anderen Männern. Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu tun, was sie für gut und recht halten, sondern danach, möglichst viele Dinge die ihrigen zu nennen.

Ich bin jetzt der Überzeugung, daß gerade darin der wesentliche Unterschied zwischen den Menschen und uns besteht. Und schon darum allein -- von unseren anderen Vorzügen vor den Menschen gar nicht zu reden – können wir dreist sagen, daß wir auf der Stufenleiter der lebenden Wesen höher stehen als die Menschen; für das Handeln der Menschen, wenigstens derjenigen, mit denen ich in Beziehung gekommen bin, sind das Bestimmende Worte, für das unsrige das wirkliche Tun.
Dieses Recht also, von mir zu sagen ‚mein Pferd', hatte der Stallmeister erhalten, und darum ließ er den Stallknecht durchpeitschen. Diese Entdeckung versetzte mich in lebhaftes Erstaunen, und sie, sowie mein Befremden über die Gedanken und Urteile, die meine buntscheckige Farbe bei den Menschen hervorrief, und das Nachsinnen, zu dem mich die Sinnesänderung meiner Mutter veranlaßte, haben mich zu dem ernsten, tiefsinnigen Wallach werden lassen, der ich bin.
Ich war dreifach unglücklich: ich war scheckig, ich war ein Wallach, und die Menschen hatten von mir die Vorstellung, daß ich nicht Gott und mir selbst angehörte, wie das doch jedem lebenden Wesen angeboren ist, sondern daß ich dem Stallmeister gehörte.
Daß sie von mir diese Vorstellung hatten, hatte mehrere Folgen. Gleich die erste dieser Folgen bestand darin, daß man mich abgesondert hielt, besser fütterte, häufiger an der Leine laufen ließ und mich früher anspannte. Zum ersten Mal wurde ich in meinem dritten Lebensjahre angespannt. Ich erinnere mich, wie damals der Stallmeister selbst, der die Vorstellung hatte, daß ich ihm gehörte, mit einer ganzen Schar von Stallknechten sich daran machte, mich anzuspannen, und von mir Wildheit und Widersetzlichkeit erwartete. Sie banden mich mit Stricken und führten mich in die Gabeldeichsel; auf

den Rücken hatten sie mir ein breites Kreuz von Riemen gelegt und banden es an der Gabeldeichsel fest, damit ich nicht hinten ausschlagen könne; ich aber hatte nur auf eine Gelegenheit gewartet, meine Lust und Liebe zur Arbeit zu zeigen.

Sie wunderten sich, daß ich in der Deichsel ging wie ein altes Pferd. Man fuhr mich ein, und ich übte mich im Traben. Mit jedem Tage machte ich größere Fortschritte, so daß nach drei Monaten der Gestütsdirektor selbst und viele andere meinen Gang lobten. Aber merkwürdig, eben deshalb weil sie die Vorstellung hatten, daß ich nicht mein eigen sei, sondern Eigentum des Stallmeisters, erhielt mein Gang für sie eine ganz andere Bedeutung.

Die Hengste, meine Brüder, fuhr man zum Wettrennen ein; man maß ihr Tempo; es kamen Leute heraus, um ihnen zuzusehen; man spannte sie vor Wagen mit vergoldeten Zieraten und legte ihnen teure Satteldecken auf. Ich fuhr mit dem einfachen Break des Stallmeisters nach Tschesmenka und den anderen Vorwerken, wenn er dort zu tun hatte. Alles das kam davon her, daß ich ein Schecke war, und hauptsächlich daher, daß ich nach der Meinung der Menschen nicht dem Grafen, sondern dem Stallmeister gehörte.

Morgen, wenn wir dann noch leben, will ich euch erzählen, welche wichtige Folge dieses Eigentumsrecht, das sich der Stallmeister einbildete, für mich hatte."

Diesen ganzen Tag über benahmen sich die Pferde gegen Leinwandmesser rücksichtsvoll; aber Nestors Benehmen war so grob wie immer. Der Grauschimmel des Bauern wieherte von selbst auf, als er in die Nähe der Herde kam, und die braune Stute kokettierte wieder mit ihm.

VII

Die dritte Nacht

Der Mond war im Zunehmen, und seine schmale Sichel beleuchtete die Gestalt Leinwandmessers, welcher mitten auf dem Hofe stand. Die Pferde drängten sich um ihn.

„Die wichtigste, erstaunlichste Folge des Umstandes, daß ich nicht dem Grafen, nicht Gott, sondern dem Stallmeister gehörte," fuhr der Schecke fort, „bestand für mich darin, daß gerade das, was unser Hauptverdienst bildet, der flotte Gang, die Ursache zu meiner Verbannung wurde. Lebed wurde in der kreisförmigen Fahrbahn eingefahren; da kam der Stallmeister gerade mit mir aus Tschesmenka zurückgefahren und hielt bei der Fahrbahn an. Lebed kam bei uns vorbei. Er ging gut; aber er stolzierte dabei und verstand sich nicht auf die Kraftausnutzung, die ich bei mir herausgearbeitet hatte, daß nämlich in dem Augenblicke, wo ein Fuß den Erdboden berührt, ein anderer sich von ihm loshebt und nicht die geringste Anstrengung zwecklos vergeudet wird, sondern jede Anstrengung zur Vorwärtsbewegung mitwirkt. Also Lebed kam bei uns vorbei. Ich strebte nach der Fahrbahn hinein, und der Stallmeister hielt mich nicht zurück. ‚Na, wie ists, wollt ihr mal euren Lebed mit meinem Schecken um die Wette laufen lassen?‘ rief er, und als Lebed zum zweiten Male vorbeikam, ließ er mich los. Der andere hatte schon seine volle Geschwindigkeit, und daher blieb ich bei der ersten Runde zurück; aber bei der zweiten rückte ich gegen ihn auf, kam seinem Wagen immer näher, holte ihn ein, überholte ihn, — und blieb voran. Es wurde noch ein zweiter Versuch ange-

stellt, mit demselben Erfolge. Ich war der Schnellere. Und das versetzte alle in Schrecken. Der Gestütsdirektor verlangte, ich sollte sobald wie möglich weit weg verkauft werden, damit sie von mir nichts mehr zu sehen und zu hören bekämen. ‚Wenn es der Graf erfährt, dann passiert etwas Schlimmes!‘ sagte er. So wurde ich denn als Deichselpferd an einen Pferdehändler verkauft. Bei dem Pferdehändler blieb ich nicht lange; ein Husarenoffizier, welcher Remontepferde für das Regiment einkaufte, erstand mich für sich selbst. Alles, was mir in der letzten Zeit widerfahren war, war so ungerecht und grausam gewesen, daß ich froh war, als man mich aus Chrenowo fortführte und für immer von allem trennte, was mit mir verwandt war und mir lieb gewesen war. Ich hatte mich dort unter den andern Pferden gar zu bedrückt gefühlt. Ihnen standen im Leben Liebe, Ehren und Freiheit bevor, mir Arbeit und Erniedrigung, Erniedrigung und Arbeit bis zum Ende meines Daseins! Und weshalb? Weil ich ein Schecke war und darum jemandes Eigentum hatte werden müssen ...“

Weiter konnte Leinwandmesser an diesem Abende nicht erzählen. Auf dem Pferdehofe trat ein Ereignis ein, welches alle Pferde in Aufregung versetzte. Kuptschicha, eine trächtige, verspätete Stute, die zuerst bei der Erzählung mit zugehört hatte, wandte sich plötzlich um, ging langsam unter das Schuppendach und begann dort so laut zu ächzen, daß alle Pferde auf sie aufmerksam wurden; dann legte sie sich nieder, darauf stand sie wieder auf und legte sich von neuem nieder. Die alten Mutterstuten wußten, was mit ihr vorging; aber die jüngeren Tiere gerieten in große Erregung, verließen den Wallach und umringten die Kranke.

Am Morgen war ein neues Füllen da, das sich nur schwan-

kend auf den Beinen hielt. Nestor rief den Stallmeister herbei, und die Stute mit ihrem Füllen wurde in eine besondere Box gebracht, die anderen Pferde aber ohne die beiden auf die Weide getrieben.

VIII

Die vierte Nacht

Am Abend, als das Tor geschlossen und alles still geworden war, fuhr der Schecke folgendermaßen fort:

„Viele Beobachtungen sowohl über die Menschen als auch über die Pferde hatte ich anzustellen Gelegenheit, während ich aus einer Hand in die andere überging. Am längsten war ich bei zwei Besitzern in Moskau: bei jenem Husarenoffizier, der seinem Stande nach Fürst war, und bei einer alten Dame, die nicht weit von der Kirche zum Wunderbilde des hl. Nikolaus wohnte.

Bei dem Husarenoffizier verlebte ich die beste Zeit meines Lebens.

Obgleich er die Ursache zu meinem Verderben wurde, und obgleich er niemanden und nichts jemals geliebt hat, so liebte und liebe ich ihn doch gerade deswegen.

Mir gefiel an ihm gerade das, daß er schön, glücklich und reich war und darum keinen Menschen liebte.

Ihr habt Verständnis für diese erhabene Empfindung, wie sie uns Pferden eigen ist! Seine Kälte und meine Abhängigkeit von ihm verliehen meiner Liebe zu ihm eine besondere Stärke. ‚Schlag mich tot, jage mich zuschanden,‘ dachte ich oft in unseren schönen Zeiten, ‚das wird meine Glückseligkeit nur noch erhöhen.‘

Er kaufte mich von dem Pferdehändler, dem mich der Stallmeister für achthundert Rubel verkauft hatte. Er kaufte mich gerade deshalb, weil sonst kein Mensch sich scheckige Pferde hielt. Das war meine beste Zeit. Er hatte eine Geliebte. Ich wußte das, weil ich ihn jeden Tag zu ihr hinbrachte und sie auch manchmal beide zusammen spazierenfuhr.

Seine Geliebte war eine Schönheit, und auch er war ein schöner Mann, und auch sein Kutscher war ein schöner Mann. Und deswegen hatte ich sie alle sehr gern. Auch hatte ich ein gutes Leben. Der Tag verlief für mich folgendermaßen. Am Morgen kam der Stallknecht, um mich zu reinigen, nicht der Kutscher selbst, sondern der Stallknecht. Dieser Stallknecht war ein junger Mensch, ein Bauernbursche, den der Herr von seinem Gute hatte nach der Stadt kommen lassen. Er öffnete die Tür, ließ den Stalldunst hinaus, räumte den Mist weg, nahm uns die Decken ab und begann mir mit einer Bürste den Leib abzureiben und mit der Striegel weißliche Streifen von Hautkleie auf den von den Hufeisenstollen zerstampften Bohlenbelag des Fußbodens hinzulegen. Ich biß ihn scherzend ein wenig in den Ärmel und stieß ihn sachte mit dem Fuße. Dann führte er uns einen nach dem andern zu einem Kübel mit kaltem Wasser, und mit Vergnügen betrachtete bei mir der Bursche mein durch seine Bemühung so schön glattes, scheckiges Fell, die kerzengeraden Beine mit den breiten Hufen und die glänzende Kruppe und den Rücken, so breit und eben, daß man sich darauf hätte schlafen legen können. Er legte Heu hinter die hohen Raufen und schüttete Hafer in die eichenen Krippen. Dann kam Feofan, der Kutscher.

Der Herr und der Kutscher hatten miteinander viel Ähnlichkeit. Der eine wie der andere fürchteten sich vor nichts und liebten niemand außer sich selbst, und darum hatten alle Menschen sie besonders gern. Feofan trug ein rotes Hemd, Plüschhosen und eine ärmellose Jacke. Ich freute mich, wenn er manchmal an einem Feiertage, schön pomadisiert, in seiner Jacke in den Stall kam und schrie: ‚Na, du Vieh, hast mich wohl ganz vergessen!‘ und mich dabei mit dem Stiel der Stallgabel gegen die Lende stieß, aber nie schmerzhaft, sondern nur

zum Spaß. Ich verstand den Spaß sofort, legte ein Ohr an den Kopf und klappte mit den Zähnen.
Es war bei uns auch ein Rapphengst, der zu einem gleichfarbigen Paar gehörte. Nachts wurde auch ich manchmal mit ihm zusammen angespannt. Dieser Centaur verstand keinen Spaß und war geradezu ein Teufel an Bosheit. Ich stand im Stalle neben ihm, nur durch eine niedrige Scheidewand von ihm getrennt, und wurde manchmal ernstlich von ihm gebissen. Feofan fürchtete sich nicht vor ihm. Zuweilen ging er gerade auf ihn los und schrie ihn an, - man hätte meinen mögen, er wollte das Tier totschlagen; aber nein, der Schlag ging daneben, und Feofan legte ihm das Halfter an.
Als ich auch einmal wieder mit ihm zusammen angespannt war, fuhren wir im Galopp den Kusnezki-Most, eine sehr belebte Straße, hinunter. Weder der Herr noch der Kutscher hatten irgendwelche Furcht. Sie lachten, schrien das Volk an, hielten uns zurück, bogen um die Ecke, – es war niemand auch nur gequetscht worden.
In ihrem Dienste verlor ich meine besten Eigenschaften und mein halbes Leben. Denn hier wurde ich einmal beim Fahren überanstrengt und nachher zur Unzeit getränkt. Aber trotzdem war es die beste Zeit meines Lebens! Um zwölf Uhr kam gewöhnlich der Stallknecht, legte mir das Geschirr an, schmierte mir die Hufe ein, feuchtete mir den Haarschopf und die Mähne an und führte mich in die Gabeldeichsel.
Der Schlitten war aus Rohr geflochten und mit Samt ausgeschlagen, das Geschirr mit kleinen silbernen Schnallen versehen; zeitweilig trug ich auch ein gehäkeltes Netz. Das Geschirr war so breit und reich, daß, wenn alle Lenkseile und Riemen angelegt und festgeschnallt waren, man nicht unterscheiden konnte, wo das Geschirr aufhörte und das Pferd an-

fing. Angespannt wurde im Schuppen, mit losem Anspann. Dann kam Feofan, mit einem Hinterteil breiter als die Schultern, mit einer roten Leibbinde unter den Achseln, musterte den Anspann, setzte sich hin, legte seinen Rock in Ordnung, setzte den Fuß auf den Tritt, machte irgendein Späßchen, hängte immer die Peitsche an, mit der er mir aber fast nie einen Schlag versetzte, nur so der Ordnung wegen, und sagte: ‚Los!‘ Und bei jedem Schritte tänzelnd schritt ich aus dem Tor hinaus, und die Köchin, die hinausgekommen war, um Spülicht auszugießen, blieb auf der Schwelle stehen, und der Bauer, der Holz auf den Hof gefahren hatte, riß die Augen weit auf. Wir fuhren hinaus, fuhren ein Stückchen zur Seite und hielten an. Diener kamen heraus, andere Kutscher kamen herbeigefahren: ein lebhaftes Gespräch kam in Gang. Alle warteten, manchmal standen wir drei Stunden vor dem Hause, fuhren von Zeit zu Zeit eine kleine Strecke weg, kehrten dann um und hielten wieder.

Endlich wurde es laut im Hausflur; der grauköpfige, dickbäuchige Tichon im Frack kam herausgelaufen und rief: ‚Vorfahren!‘ Damals bestand noch nicht diese dumme Mode, zu sagen: ‚Vorwärts!‘ als ob ich nicht selbst wüßte, daß man nicht rückwärts, sondern vorwärts fährt. Feofan schnalzte mit der Zunge, fuhr vor, — und aus dem Hause trat der Fürst, eilig, achtlos, als ob weder an dem Schlitten, noch an dem Pferde, noch an Feofan etwas Bemerkenswertes gewesen wäre, der den Rücken bog und die Arme in einer Weise ausstreckte, wie man sie wohl kaum lange halten kann. Also der Fürst trat heraus, mit dem Tschako auf dem Kopfe, in einem Mantel mit grauem Biberkragen, der sein hübsches Gesicht mit den roten Backen und den schwarzen Augenbrauen verbarg, obgleich es sich zu aller Zeit sehr wohl hätte sehen lassen können. So kam er heraus, mit

dem Säbel, den Sporen und den kupfernen Absätzen der Überschuhe klappernd, schritt, als ob er große Eile hätte, über den Teppich und schenkte weder mir noch Feofan die geringste Beachtung; – alle Leute betrachteten und bewunderten uns beide, nur er nicht. Wenn also Feofan geschnalzt hatte und ich mich in die Riemen gelegt hatte und wir respektvoll im Schritt vorgefahren waren und angehalten hatten, dann schielte ich nach dem Fürsten hin und schüttelte meinen Vollblutkopf mit dem feinen Haarschopf... War der Fürst besonders guter Laune, so scherzte er auch zuweilen mit Feofan. Dieser antwortete, indem er seinen schönen Kopf kaum drehte; dann, ohne die Arme sinken zu lassen, machte er eine fast unmerkliche, aber für mich verständliche Bewegung mit den Zügeln, und eins, zwei, eins, zwei, mit immer längeren Schritten, an jedem Muskel zitternd, trabte ich los und schleuderte Schnee und Schmutz unter das Vorderteil des Schlittens. Damals existierte auch noch nicht die heutige dumme Mode, ‚Oh!' zu schreien, als ob dem Kutscher etwas weh täte, statt des verständlichen ‚Heda! Vorgesehen!' ‚Heda! Vorgesehen!' schrie Feofan, und die Leute traten zur Seite und blieben stehen und reckten die Hälse und blickten nach dem schönen Wallach und dem schönen Kutscher und dem schönen Herrn...

Besonderes Vergnügen machte es mir, einen Traber zu überholen. Manchmal, wenn ich und Feofan von weitem ein Gefährt erblickten, das unserer Anstrengung würdig war, so rückten wir ihm, wie ein Wirbelwind dahinsausend, allmählich näher und näher. Nun war ich schon, Schmutz gegen die Rückenlehne des Schlittens schleudernd, mit dem Darinsitzenden in einer Linie und schnob über seinem Kopfe; nun erreichte ich das Rückenpolster des Pferdes, nun das Krummholz, und nun sah ich Schlitten und Pferd nicht mehr und hörte nur

von hinten her das immer weiter zurückbleibende Geräusch. Aber der Fürst und Feofan und ich, wir schwiegen alle und taten, als ob wir nur so ganz harmlos dahinführen, nur mit unseren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und als ob wir die mit ruhigeren Pferden bespannten Gefährte, die wir auf dem Wege träfen, überhaupt nicht beachteten. Es machte mir Vergnügen, einen guten Traber zu überholen; aber es machte mir auch Vergnügen, einem solchen zu begegnen. Ein Augenblick, ein Laut, ein Blick, und schon waren wir aneinander vorbei und jagten wieder allein weiter, ein jeder nach seiner Seite ..."

Das Tor knarrte; und Nestors und Waskas Stimmen wurden hörbar.

Die fünfte Nacht

Das Wetter war umgeschlagen. Es war trüb, und am Morgen hatte es nicht getaut; aber es war warm, und die Mücken waren zudringlich. Sobald am Abend die Herde wieder eingetrieben war, sammelten sich die Pferde um den Schecken, und er beendete seine Geschichte folgendermaßen.

„Die glückliche Zeit meines Lebens nahm bald ein Ende. Ich verlebte in dieser Weise nur zwei Jahre. Am Ende des zweiten Winters begab sich das freudigste Ereignis meines Lebens, und gleich darauf mein größtes Unglück. Es war in der Butterwoche. Ich fuhr den Fürsten zum Trabrennen. An diesem Rennen nahmen die Traber Atlasnü und Bütschok teil. Ich weiß nicht, was die Herren dann im Pavillon machten. Ich

weiß nur, daß der Fürst herauskam und seinem Feofan Befehl gab, auf die Rennbahn zu fahren. Ich erinnere mich, wie ich auf die Bahn gelenkt und aufgestellt wurde, und wie mit Atlasnü dasselbe geschah. Atlasnü lief mit einem Nebenreiter, ich aber, so wie ich war, mit dem Stadtschlitten. Bei der Kurve ließ ich ihn hinter mir. Jubelndes Lachen und Ausrufe des Entzückens begrüßten mich.

Als ich umhergeführt wurde, ging ein ganzer Schwarm Menschen hinter mir her. Wohl von fünf Seiten wurden dem Fürsten Tausende für mich geboten. Aber er lachte nur, so daß seine weißen Zähne blitzten.

‚Nein,' sagte er, ‚dieses Pferd ist geradezu mein Freund; nicht für Berge Goldes gebe ich es hin. Auf Wiedersehen, meine Herren!'

Er knöpfte den Schlittenkorb auf und stieg ein.

‚Nach der Ostoschenka!'

Dort wohnte seine Geliebte. Wir flogen dorthin.

Dies war unser letzter glücklicher Tag. Wir kamen bei ihr an. Er hatte sie immer die Seine genannt; aber sie hatte sich in einen anderen verliebt und war mit dem davongefahren. Dies erfuhr er jetzt in ihrer Wohnung. Es war fünf Uhr, und ohne mich ausspannen zu lassen, fuhr er ihr nach. Was sonst noch nie geschehen war: ich wurde mit der Peitsche geschlagen, damit ich Galopp laufen sollte. Zum ersten Male begegnete es mir, daß ich mit der Gangart nicht sogleich zurechtkam; ich schämte mich und wollte den Fehler wieder gutmachen; aber auf einmal hörte ich, wie der Fürst mit ganz entstellter Stimme schrie: ‚Hau zu!' Die Peitsche pfiff durch die Luft, und ich fühlte den brennenden Schmerz eines furchtbaren Hiebes; ich galoppierte dahin, so daß ich mit dem Fuß gegen das Eisen am Vorderteile des Schlittens schlug.

Nach fünfundzwanzig Werst holten wir die Entflohenen ein. Ich hatte ihn zu seinem Ziele gebracht; aber ich zitterte die ganze Nacht und konnte nichts fressen. Am Morgen gab man mir Wasser. Ich trank und hörte für mein lebelang auf, das Pferd zu sein, das ich gewesen war. Ich wurde krank; man quälte mich und machte mich zum Krüppel: kurieren nennen das die Menschen. Die Hufe gingen mir ab, es bildete sich Venenerweiterung, die Beine zogen sich krumm, die Brust versagte, Mattheit und Schwäche zeigten sich im ganzen Körper. Ich wurde an einen Pferdehändler verkauft. Er fütterte mich mit Mohrrüben und mit noch etwas anderem und machte aus mir ein Ding, das mir selbst gar nicht ähnlich war, das aber einen Nichtkenner täuschen konnte. Ich hatte keine Kraft und keinen rechten Gang mehr.

Außerdem quälte mich der Pferdehändler auch dadurch, daß er, sobald Käufer erschienen, in meinen Stand kam, mich mit einer großen Peitsche schlug und so ängstigte, daß er mich geradezu rasend machte. Dann wischte er die Striche, die mein Fell von den Peitschenhieben aufwies, ab und führte mich hinaus.

Von dem Pferdehändler kaufte mich eine alte Dame. Sie fuhr immer zur Kirche des hl. Nikolaus und ließ ihren Kutscher sehr oft durchpeitschen. Der Kutscher weinte häufig in meinem Stande, und ich lernte auf diese Art, daß Tränen einen angenehmen salzigen Geschmack haben. Dann starb die alte Dame. Ihr Gutsverwalter nahm mich aufs Land und verkaufte mich an einen herumziehenden Krämer; da überfraß ich mich an grünem Weizen und wurde noch kränker. Ich wurde an einen Bauern verkauft. Bei dem mußte ich den Pflug ziehen, bekam fast nichts zu fressen, und er brachte mir mit der Pflugschar eine böse Schnittwunde am Fuße

bei. Ich wurde wieder krank. Ein Zigeuner tauschte mich ein. Er peinigte mich furchtbar und verkaufte mich schließlich an den hiesigen Gutsverwalter. So bin ich hierher gekommen ..."

Alle schwiegen. Es begann leise zu regnen.

IX

Als die Herde am folgenden Abend nach Hause zurückkehrte, traf sie am Tore den Herrn mit einem Gaste. Schuldüba, die den anderen voran sich dem Pferdehofe näherte, schielte nach den beiden Männergestalten hin: das eine war der junge Gutsherr, mit einem Strohhut auf dem Kopfe; das andere ein hochgewachsener, dicker Militär mit aufgedunsenem Gesichte. Die alte Stute warf den beiden einen schrägen Blick zu und ging, den fremden Herrn gegen den Pfosten drängend, vorüber; aber die anderen, jüngeren Tiere wurden unruhig und stätisch, besonders als der Herr und sein Gast gerade mitten unter die Herde traten, einander dies und das zeigten und darüber sprachen.

„Den grauen Apfelschimmel da habe ich von Wojeikow gekauft," bemerkte der Gutsherr.

„Und diese da, die junge Rappstute mit den weißen Füßen, wo ist die her? Ein hübsches Tier!" sagte der Gast. So musterten sie noch viele Pferde, indem sie ihnen entgegenliefen und sie zum Stehen brachten. Auch die braune Stute fand besondere Beachtung.

„Die stammt von den Reitpferden in Chrenowo; von denen ist noch ein Stamm bei mir übrig," erklärte der Gutsherr.

Sie hatten nicht alle Pferde, während diese vorbeigingen, betrachten können und traten daher noch in den Hof. Der Gutsherr rief Nestor zu, und der Alte kam eilig im Trabe nach vorn geritten, wobei er den Schecken, um ihn anzutreiben, heftig mit den Absätzen in die Seiten stieß. Der Schecke hinkte, da er immer mit dem einen Fuße niederknickte; aber er lief so eifrig, daß man sah, er würde in keinem Falle murren, und wenn man ihm beföhle, so mit Aufbietung aller Kräfte bis

ans Ende der Welt zu laufen. Er bekundete sogar seine Bereitwilligkeit, Galopp zu laufen, und setzte dazu mit dem rechten Fuße an.

„Sieh mal, ein besseres Pferd als diese Stute – das kann ich kühn behaupten – gibt es in ganz Rußland nicht," sagte der Gutsherr, auf eine der Stuten weisend. Auch der Gast lobte das Tier. Der Gutsherr ging und lief mit großer Lebhaftigkeit hin und her, zeigte seinem Gaste die einzelnen Pferde und erzählte die Geschichte und die Abstammung eines jeden von ihnen.

Dem Gaste wurde es augenscheinlich langweilig, das Gerede des Gutsherrn anzuhören; er sagte zerstreut: „Ja, ja," und zwang sich dazu, ein paar Fragen zu stellen, damit es aussehen sollte, als interessiere er sich für das Gesagte.

„Sieh nur," sagte der Gutsherr, ohne auf die letzte Frage zu antworten, „diese Beine, sieh nur... Ich habe eine schöne Summe für die Stute bezahlt; aber ich habe auch schon einen Dreijährigen von ihr, der mit dem Wagen läuft."

„Läuft er gut?" fragte der Gast.

So musterten sie fast alle Pferde, und es war schließlich nichts mehr übrig zu zeigen. Beide verstummten.

„Nun, wie ists? Wollen wir gehen?"

„Ich bin bereit." Sie gingen ins Tor, um den Pferdehof zu verlassen. Der Gast freute sich, daß die Besichtigung der Pferde ein Ende hatte und er nun in das Herrenhaus gehen konnte, wo es etwas zu essen, zu trinken und zu rauchen geben werde; er wurde sichtlich heiterer. Als er an Nestor vorbeikam, der, weiterer Befehle gewärtig, auf dem Schecken saß, klopfte der Gast mit seiner großen, fleischigen Hand dem Schecken auf die Kruppe.

„Sieh, was für ein bunter alter Bursche!" sagte er. „Ganz

ebenso einen Schecken habe ich auch einmal gehabt; ich habe dir davon erzählt; besinnst du dich?"

Als der Gutsherr merkte, daß nicht mehr von seinen eigenen Pferden gesprochen wurde, hörte er nicht weiter zu, wandte sich um und betrachtete noch einmal seine Herde.

Plötzlich hörte er dicht bei seinem Ohre ein töricht klingendes, schwaches, greisenhaftes Wiehern. Es war der Schecke, der zu wiehern angefangen hatte; aber er brachte sein Gewieher nicht zu Ende, sondern brach, wie verlegen, mitten darin ab.

Weder der Gast noch der Gutsherr achteten weiter auf dieses Wiehern; sie gingen nach dem Herrenhause. Leinwandmesser hatte in dem alt aussehenden Manne mit dem aufgedunsenen Gesicht seinen ehemaligen geliebten Herrn wiedererkannt, den einst so glänzenden, reichen, schönen Fürsten Serpuchowskoi.

X

. . . .

. . . .

Der Sprühregen dauerte immer noch fort. Auf dem Pferdehofe sah es trübe und düster aus; ganz anders im Herrschaftsgebäude. In dem prunkvollen Salon war der Tisch für den Abendtee in luxuriöser Weise zurechtgemacht. Am Teetisch saßen der Wirt, die Wirtin und der heute eingetroffene Gast.

Die neben dem Samowar sitzende Wirtin war in andern Umständen, was an ihrem sich hebenden Unterleibe, an ihrer geraden, zurückgebogenen Haltung, an ihrer gesamten Körperfülle und namentlich an ihren großen, sanft und würdevoll gleichsam nach innen blickenden Augen sehr deutlich zu merken war.

Der Hausherr hielt in der Hand ein Kistchen besonders guter, zehn Jahre alter Zigarren, wie sie seiner Behauptung nach in gleicher Vortrefflichkeit sonst niemand besaß, und prahlte damit vor dem Gaste. Er war ein schöner Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, von frischem Wesen, mit wohlgepflegtem Körper, sorgsam frisiert. Er trug im Hause einen neuen, bequemen, in London gearbeiteten Anzug, alles aus demselben dicken Stoff. An der schweren goldenen Uhrkette hatte er große, wertvolle Berlocken hängen. Die großen Hemdknöpfe waren gleichfalls von massivem Golde und mit Türkisen besetzt. Den Bart trug er à la Napoléon III., und die Schnurrbartenden waren so schön pomadisiert und steif gedreht, daß man es in Paris nicht besser hätte zuwege bringen können.

Die Dame trug ein Kleid von Seidenmusselin mit einem

Muster von großen bunten Blumenbuketts und auf dem Kopfe eigentümliche große goldene Haarspangen in dem dichten, rötlichen Haar, das, wenn es auch nicht alles ihr eigenes war, doch schön aussah. An den Armen und Fingern trug sie viele Armbänder und Ringe, sämtlich von bedeutendem Wert.

Der Samowar war von Silber, das Teeservice von feinem Porzellan. Ein Diener, der in Frack, weißer Weste und weißer Halsbinde einen großartigen Eindruck machte, stand wie eine Bildsäule an der Tür und harrte der Befehle. Die Möbel waren von gebogenem, hellfarbigem Holze, die Tapeten dunkel, großgeblümt. Neben dem Tische klingelte mit seinem silbernen Halsband ein außerordentlich schlankes Windspiel umher, das einen überaus schwierigen englischen Namen führte, den sie beide falsch aussprachen, weil sie kein Englisch verstanden.

In einer Ecke stand zwischen hohen blühenden Gewächsen ein Fortepiano mit eingelegter Arbeit auf dem Deckel. Alles machte den Eindruck der Neuheit, des Luxus und der Eleganz. Es war alles sehr schön; aber alles trug den besonderen Stempel der Übertreibung, des Prahlens mit dem Reichtum und des Mangels an geistigen Interessen.

Der Hausherr war ein Liebhaber des Trabersports, ein kräftiger, sanguinischer Mann; er gehörte zu der nie aussterbenden Gattung jener Leute, die in Zobelpelzen ausfahren, den Schauspielerinnen teure Buketts zuwerfen, den teuersten Wein, der die neueste Mode ist, in den teuersten Restaurants trinken, bei den Wettrennen Preise mit ihren Namen aussetzen und sich die teuerste Geliebte halten.

Der Gast, Nikita Serpuchowskoi, war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, hochgewachsen, dick, kahlköpfig, mit großem Schnurr- und Backenbart. Er mußte früher ein sehr schöner Mann gewesen sein. Jetzt aber war er offenbar in

physischer, moralischer und pekuniärer Hinsicht arg herunter-gekommen.
Er hatte so viele Schulden, daß er sich genötigt sah, in den Staatsdienst zu treten, um nicht in das Schuldgefängnis wandern zu müssen. Er reiste jetzt nach der Gouvernements-hauptstadt, wo er eine Stelle als Gestütsdirektor übernehmen sollte. Diese Stelle hatten ihm hochgestellte Verwandte ver-schafft.
Er trug eine militärische Litewka und blaue Beinkleider. Beide Kleidungsstücke waren von der Art, wie sie eigentlich nur sehr reiche Leute sich anschaffen, ebenso die Wäsche; auch seine Uhr war englisches Fabrikat. Seine Stiefel hatten wunderliche fingerdicke Sohlen.
Nikita Serpuchowskoi hatte in seinem Leben ein Vermögen von zwei Millionen Rubel durchgebracht und war dazu noch hundertundzwanzigtausend Rubel schuldig geblieben. Von einem solchen Kapital bleibt immer noch eine Art von Nach-wirkung zurück, die dem Betreffenden Kredit verschafft und ihm die Möglichkeit gewährt, noch ein zehn Jahre lang fast luxuriös weiterzuleben.
Aber diese zehn Jahre waren nun auch schon vorbei, die Nach-wirkung hatte aufgehört, und nun begann für Nikita ein trauriges Leben. Er fing schon an zu trinken, das heißt sich zu berauschen, was früher nicht seine Art gewesen war. Zu trinken, im milderen Sinne, hatte er eigentlich nie angefangen und nie aufgehört. Am deutlichsten aber war sein Niedergang an seinem unruhigen Blick zu erkennen (seine Augen liefen nach allen Seiten umher) und an der mangelnden Festigkeit in seiner Redeweise und in seinen Bewegungen. Diese Un-ruhe fiel deswegen auf, weil man merkte, daß sie offenbar erst vor kurzem über ihn gekommen war; denn man sah ihm an,

daß er lange Zeit, sein ganzes Leben lang, gewohnt gewesen war, niemanden und nichts zu fürchten, und daß er erst jetzt, erst unlängst, durch schweres Leid zu dieser Ängstlichkeit gekommen war, die so gar nicht in seiner Natur lag.

Der Wirt und die Wirtin bemerkten das und wechselten einen Blick miteinander; augenscheinlich verstanden sie sich wechselseitig und wollten nur eine nähere Erörterung dieses Gegenstandes bis zum Schlafengehen verschieben. Sie ertrugen den armen Nikita mit Geduld und behandelten ihn sogar liebenswürdig.

Der Anblick des Glückes des jungen Gutsherrn wirkte auf Nikita niederdrückend und erweckte in ihm durch die Erinnerung an seine eigene unwiederbringliche Vergangenheit ein schmerzliches Gefühl des Neides.

„Wird Sie eine Zigarre nicht belästigen, Marie?“ fragte er in jenem besonderen Tone, den man sich nur durch praktische Übung zu eigen machen kann, in jenem höflichen, freundschaftlichen, aber nicht durchaus achtungsvollen Tone, in welchem weltkundige Männer mit ausgehaltenen Damen im Gegensatze zu Ehefrauen sprechen. Nicht daß er die Wirtin hätte kränken wollen; im Gegenteil, er hatte jetzt vielmehr den Wunsch, ihre und des Hausherrn Gunst zu gewinnen, obgleich er das sich selbst um keinen Preis eingestanden hätte. Aber er war es einmal schon gewohnt, mit solchen Damen so zu sprechen. Er wußte, daß sie sich selbst gewundert und es vielleicht sogar als Beleidigung aufgefaßt hätte, wenn er sie so wie eine verheiratete Dame behandelt hätte. Außerdem mußte er noch eine gewisse Nuance der Ehrerbietigkeit des Tones in Reserve behalten für eine etwaige spätere wirkliche Frau seines Standesgenossen. Er behandelte solche Damen, wie die anwesende, immer respektvoll, aber nicht etwa weil er die soge-

nannten „Überzeugungen“ geteilt hätte, die in den Zeitungen gepredigt werden (derartiges dummes Zeug las er überhaupt niemals), über die Achtung vor der Persönlichkeit eines jeden Menschen, über die Bedeutungslosigkeit der Ehe usw., sondern weil sich alle anständigen Leute so benehmen und er ein anständiger Mensch war, wenn auch ein heruntergekommener.

Er nahm eine Zigarre. Aber der Hausherr faßte mit einer ungeschickten Bewegung eine ganze Handvoll Zigarren und bot sie dem Gaste an.

„Hier, nimm nur! Du wirst sehen, daß sie gut sind. Nimm nur!“

Nikita lehnte die Zigarren mit einer abwehrenden Handbewegung ab, und über seine Augen huschte ein ganz leiser Schimmer, als ob er sich gekränkt fühle und sich schäme.

„Danke.“ Er zog seine Zigarrentasche heraus. „Versuche doch einmal meine.“

Die Wirtin hatte ein feines Gefühl. Sie hatte seine Verstimmung bemerkt und beeilte sich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

„Ich habe den Zigarrendampf sehr gern; ich würde selbst rauchen, wenn nicht immer schon alle um mich herum rauchten.“

Sie lächelte ihm mit ihrem schönen, gutmütigen Gesichte zu, und er lächelte zur Erwiderung in seiner unsicheren Art; es fehlten ihm zwei Zähne.

„Nein, nimm doch lieber diese Zigarre!“ fuhr der nicht so feinfühlige Hausherr fort. „Die andern da sind leichter. Fritz, bringen Sie noch eine Kiste,“ sagte er auf deutsch zu dem Diener, „dort stehen zwei.“

Der deutsche Diener brachte noch eine andere Kiste.

„Was für eine Sorte rauchst du am liebsten? Große, kräftige?

Diese hier sind sehr gut. Nimm sie dir doch alle!" fuhr er fort und schob sie ihm hin.
Er war offenbar froh, daß er jemand hatte, dem gegenüber er mit seinen Kostbarkeiten prahlen konnte, und merkte nichts. Serpuchowskoi zündete sich eine Zigarre an und beeilte sich, das vorher begonnene Gespräch fortzusetzen.
„Also wieviel hast du für Atlasnü gegeben?" fragte er.
„Eine gehörige Summe, ganze fünftausend Rubel. Aber wenigstens habe ich schon meine Sicherstellung. Das ist eine Nachkommenschaft, sage ich dir!"
„Laufen sie mit dem Wagen?" fragte Serpuchowskoi.
„Ja, und ganz ausgezeichnet. Ein Sohn von Atlasnü hat neulich drei Preise gewonnen: in Tula, in Moskau und in Petersburg. Er lief mit Wojeikows Rappen Woron."
„Der ist etwas feucht. Stark holländisch, kann ich dir sagen," bemerkte Serpuchowskoi.
„Na, und was ich auch für die Mutterpferde gegeben habe! Ich werde sie dir morgen genauer zeigen. Für Dobrünja habe ich dreitausend Rubel gegeben; für Laskowaja zweitausend."
Und wieder begann der Hausherr seine kostbaren Besitztümer aufzuzählen. Die Dame sah, daß dies dem Gaste unangenehm war und er nur mit erheuchelter Aufmerksamkeit zuhörte.
„Trinken Sie noch Tee?" fragte sie den Hausherrn.
„Nein," erwiderte dieser und fuhr in seiner Erzählung fort. Sie erhob sich; der Hausherr hielt sie zurück, umarmte und küßte sie.
Serpuchowskoi verzog bei diesem Anblick sein Gesicht aus Höflichkeit zu einem Lächeln, einem gezwungenen Lächeln; aber als der Hausherr aufstand, die Dame umschlang und

so mit ihr bis an die Portiere ging, da veränderte sich Nikitas Miene plötzlich; er seufzte schwer auf, und auf seinem aufgedunsenen Gesichte malte sich auf einmal die reine Verzweiflung. Ja sogar ein Ausdruck von grimmiger Wut lag darin.

Der Hausherr kehrte zurück und setzte sich lächelnd Nikita gegenüber. Beide schwiegen.

XI

„Ja, du sagtest, du hättest von Wojeikow Pferde gekauft," sagte Serpuchowskoi in lässigem Tone.

„Ja, ich habe dir ja gesagt: Atlasnü habe ich von dem gekauft. Ich hätte gern Stuten von Dubowizki gekauft. Aber es war nur noch schlechtes Zeug übrig."

„Der ist verkracht," sagte Serpuchowskoi, stockte aber plötzlich und sah sich um. Es war ihm eingefallen, daß er diesem selben Verkrachten zwanzigtausend Rubel schuldete, und daß, wenn man jemanden „verkracht" nennen wollte, diese Bezeichnung ganz besonders für ihn selbst zutraf. Er lachte auf.

Wieder schwiegen beide längere Zeit. Der Hausherr überdachte im Kopfe seine Besitztümer, um noch etwas auszusuchen, womit er vor seinem Gaste prahlen könne; Serpuchowskoi aber sann darüber nach, womit er wohl zeigen könne, daß er sich nicht für verkracht halte. Aber bei beiden arbeitete der Denkapparat träge, obgleich sie sich durch die Zigarren aufzumuntern suchten.

„Nun, wann wird es denn etwas zu trinken geben?" dachte Serpuchowskoi.

„Wir müssen notwendig trinken; sonst stirbt man ja in seiner Gesellschaft vor Langerweile," dachte der Hausherr.

„Also, wie denkst du denn? Wirst du noch lange auf dem Gute bleiben?" fragte Serpuchowskoi.

„Etwa noch einen Monat. Wie ists? Wollen wir Abendbrot essen? Fritz, ist alles bereit?"

Sie gingen in das Speisezimmer. Dort stand unter der Lampe ein Tisch, mit Kerzen und allerlei ungewöhnlichen Sachen besetzt: da waren Siphons, und Pfropfen mit Püppchen darauf, und auserlesener Wein in Karaffen, und auserlesene kalte

Speisen, und Schnaps. Sie tranken, sie aßen, sie tranken wieder, sie aßen wieder, und es kam ein Gespräch in Gang. Serpuchowskoi war ganz rot im Gesicht geworden und redete nun ohne seine sonstige Schüchternheit.

Sie sprachen von Weibern; was für eine sich dieser und jener gehalten hatte: eine Zigeunerin, eine Tänzerin, eine Französin.

„Na, und du hast damals der Mathieu den Laufpaß gegeben?" fragte der Hausherr.

So hatte die Geliebte geheißen, welche Serpuchowskois Ruin geworden war.

„Nicht ich ihr, sondern sie mir. Ach, Bruder, wenn ich so daran denke, was ich in meinem Leben für Geld verschwendet habe! Jetzt bin ich wahrhaftig froh, wenn ich tausend Rubel auftreibe, und bin froh, wenn ich von allen Menschen weit weg bin, wahrhaftig. In Moskau zu leben ist mir geradezu unmöglich. Ach, wozu noch davon reden!"

Dem Hausherrn war es langweilig, seinem Gaste zuzuhören. Er wollte von sich sprechen und prahlen. Serpuchowskoi aber wollte auch von sich sprechen, nämlich von seiner glänzenden Vergangenheit. Der Hausherr goß ihm Wein ein und wartete nur darauf, daß der andere aufhören möchte zu reden, um ihm dann von sich zu erzählen, welche Einrichtungen er jetzt in seinem Gestüt getroffen habe, Einrichtungen, wie sie noch nie jemand gehabt habe, und daß seine Marie ihn nicht nur um des Geldes willen liebe, sondern wirklich von Herzen.

„Ich wollte dir noch sagen, daß in meinem Gestüte..." begann er. Aber Serpuchowskoi unterbrach ihn.

„Es gab eine Zeit, kann ich dir sagen," fing er an, „wo ich gern lebte und zu leben verstand. Du sprachst da vom Fahren;

nun, dann sag doch mal, welches ist denn dein schnellstes Pferd?"

Der Hausherr war froh über die Möglichkeit, von seinem Gestüt weitererzählen zu können, und wollte schon damit anfangen; aber Serpuchowskoi unterbrach ihn von neuem.

„Ja, ja," sagte er. „Ihr Gestütsbesitzer tut ja alles nur aus Eitelkeit, nicht um des wahren Vergnügens willen, nicht für das praktische Leben. Bei mir war das anders. Ich habe dir heute schon gesagt, daß ich ein Wagenpferd hatte, einen Schecken, gerade so einen wie der, auf dem dein Pferdehüter reitet. Ach, das war mal ein Pferd! Du kannst es nicht gekannt haben; es war im Jahre 42; ich war eben nach Moskau gekommen, da ging ich zu einem Pferdehändler und sah einen scheckigen Wallach. Schön proportioniert! Er gefiel mir. ‚Preis?' ‚Tausend Rubel.' Er gefiel mir, ich nahm ihn und fuhr mit ihm. Ein solches Pferd habe ich nie wieder gehabt, und auch du hast kein solches, und es wird so ein Pferd nie wieder geben. Ich habe nie ein besseres Pferd gekannt, was Gang und Kraft und Schönheit anlangt. Du warst damals noch ein Knabe und kannst es nicht gekannt haben; aber ich denke mir, du hast von ihm gehört. Ganz Moskau kannte das Tier."

„Ja, ich habe von ihm gehört," erwiderte der Hausherr mißmutig. „Aber ich wollte dir von meinen ..."

„Also du hast von ihm gehört. Ich hatte ihn so ohne alles gekauft, ohne Stammbaum und ohne Zeugnisse; erst später erfuhr ich, wie es damit stand. Wojeikow und ich, wir haben es herausgebracht. Er war ein Sohn von Ljubesnü I. und hieß Leinwandmesser, weil er so lief, wie wenn einer Leinwand mißt. Wegen seiner Buntscheckigkeit hatte man ihn auf

dem Gestüt in Chrenowo dem Stallmeister gegeben, und der hatte ihn kastrieren lassen und an den Pferdehändler verkauft. Solche Pferde gibt es jetzt gar nicht mehr, lieber Freund. Ach, das war eine schöne Zeit! ‚O du goldne Jugendzeit!'" sang er aus einem bekannten Zigeunerliede. Er begann betrunken zu werden. „Ja, das war eine schöne Zeit! Ich war fünfundzwanzig Jahre alt; ich hatte achtzigtausend Rubel jährliches Einkommen, noch kein einziges graues Haar, sämtliche Zähne, wie Perlen. Was ich angriff, gelang mir... Und nun ist alles zu Ende..."

„Aber Pferde mit solchem Feuer gab es damals nicht," sagte der Hausherr, indem er sich die Unterbrechung zunutze machte. „Ich sage dir, meine ersten Pferde gingen ohne..."

„Ach was, deine Pferde! Damals gab es feurigere..."

„Das kann ich kaum glauben."

„Doch, doch! Ich erinnere mich, als ob es heute gewesen wäre, wie ich einmal in Moskau zu einem Trabrennen fuhr; vor meinem Schlitten hatte ich den Schecken. Eigene Pferde von mir liefen nicht. Ich liebte Traber nicht; ich hielt mir Vollblutpferde: General Cholet, Mahomet. Also ich fuhr mit dem Schecken. Mein Kutscher war ein prächtiger Bursche; ich hatte ihn sehr gern. Er hat sich auch dem Trunke ergeben. Also ich kam an. ‚Serpuchowskoi,' sagten da ein paar Bekannte zu mir, ‚wann wirst du dir denn Traber anschaffen?' – ‚Ach, eure Bauernpferde', antwortete ich, ‚mag der Teufel holen. Der Schecke, den ich vor meinem Schlitten habe, überholt eure Pferde alle.' – ‚Das würde ihm nun doch nicht gelingen.' – ‚Ich wette auf tausend Rubel.' Sie waren Feuer und Flamme; wir ließen die Pferde laufen. In fünf Sekunden war meiner weit voran; ich hatte tausend Rubel gewonnen. Und was sagst du dazu? Ich bin mit Vollblutpferden

vor einer Troika hundert Werst in drei Stunden gefahren. Ganz Moskau weiß es."

Und Serpuchowskoi schwatzte so geläufig und ununterbrochen weiter, daß der Hausherr nicht ein einziges Wort dazwischenreden konnte und ihm mit trübseligem Gesichte gegenübersaß; er konnte sich nur damit zerstreuen, daß er sich und ihm Wein in die Gläser goß.

Der Tag fing schon an zu dämmern; aber sie saßen immer noch da. Der Hausherr langweilte sich schrecklich. Er stand auf.

„Na, wenn wir schlafen gehen wollen, meinetwegen!" sagte Serpuchowskoi, erhob sich und ging schwankend und schwer atmend nach dem ihm angewiesenen Zimmer ....

....

....

Der Hausherr lag bei seiner Geliebten. „Nein, es ist ein unerträglicher Mensch. Betrinkt sich und schwatzt ohne Unterbrechung."

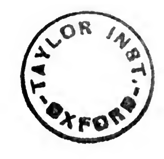
„Und mir macht er den Hof."

„Ich fürchte, er wird mich anpumpen wollen."

Serpuchowskoi lag unausgekleidet auf dem Bette und keuchte.

„Ich glaube, ich habe viel zusammengeschwatzt," dachte er. „Na, ganz egal! Der Wein war gut; aber der Kerl ist ein großer Lump. Eine Krämerseele. Und ich bin auch ein großer Lump!" sagte er zu sich selbst und lachte auf. „Ehemals habe ich Frauenzimmer ausgehalten, und jetzt halten sie mich aus. Ja, die Winkler hält mich aus; ich nehme Geld von ihr an. Und es ist auch ganz in der Ordnung so. Aber ich muß mich ausziehen. Die Stiefel kriege ich nicht aus. Heda! Heda!" rief er; aber der ihm zugewiesene Diener war schon längst schlafen gegangen.

Er setzte sich hin und zog die Litewka und die Weste aus; auch die Hosen trat er sich mit einiger Mühe von den Beinen herunter. Aber die Stiefel vermochte er lange nicht auszuziehen; sein weicher Bauch war ihm hinderlich. Mit Not und Mühe bekam er den einen aus; aber mit dem andern quälte er sich lange vergebens ab; schließlich war er ganz erschöpft und außer Atem. Und so warf er sich denn, mit dem einen Fuße noch im Stiefelschaft, auf das Bett nieder, begann zu schnarchen und erfüllte das ganze Zimmer mit dem Geruche von Tabak, Wein und greisenhafter Unsauberkeit.



XII

Wenn Leinwandmesser in dieser Nacht wieder seinen Erinnerungen nachhängen wollte, so riß ihn Waska aus solchen Gedanken heraus. Er warf ihm eine Decke über und sprengte auf ihm davon. Bis zum Morgen ließ er ihn vor der Tür der Schenke neben einem Bauernpferde stehen. Sie beleckten sich gegenseitig. Am Morgen kam Leinwandmesser wieder zur Herde und kratzte sich unaufhörlich.

„Da juckt es mich ja ganz nichtswürdig," dachte er.

So vergingen fünf Tage. Der Roßarzt wurde gerufen. Der sagte höchst vergnügt:

„Das ist Räude. Verkaufen Sie ihn an die Zigeuner."

„Wozu? Dann mag er lieber abgestochen werden, aber schnell, damit er einem bald aus den Augen kommt."

Es war ein stiller, klarer Morgen. Die Herde war auf das Feld gegangen; Leinwandmesser war zu Hause geblieben. Da kam ein sonderbarer, hagerer, schwarzhaariger, schmutziger Mann, dessen Rock ganz mit etwas Schwarzem bespritzt war. Das war der Abdecker. Er ergriff, ohne den Schecken anzusehen, den Riemen des Halfters, das man ihm angelegt hatte, und führte ihn weg. Leinwandmesser ging ruhig mit, ohne sich umzusehen; wie immer schleppte er die Beine nur mühsam weiter und verwickelte sich mit den Hinterfüßen im Stroh.

Als er aus dem Tor herauskam, streckte er den Hals nach dem Brunnen hin; aber der Abdecker zog ihn fort und sagte: „Das hat keinen Zweck."

Der Abdecker und Waska, der ihm folgte, gingen nach einer kleinen Talmulde hinter dem Ziegelschuppen und machten da halt, als ob an diesem ganz gewöhnlichen Orte etwas Be-

sonderes wäre. Der Abdecker übergab Waska das Halfter, zog sich den Rock aus, streifte die Hemdsärmel auf und holte aus dem Stiefelschaft ein Messer und einen Schleifstein hervor. Der Wallach reckte den Kopf nach dem Riemen hin; er wollte aus Langerweile daran kauen; aber er konnte ihn nicht erreichen. Er seufzte und schloß die Augen. Seine Unterlippe hing herab, so daß die abgenutzten gelben Zähne sichtbar wurden, und er schlummerte bei dem Geräusche des Messerwetzens ein. Nur das kranke Bein mit der Beule, das er seitwärts herausgestellt hatte, zuckte mitunter. Plötzlich fühlte er, daß ihn jemand unter den Unterkiefer faßte und ihm den Kopf in die Höhe hob. Er öffnete die Augen. Vor ihm befanden sich zwei Hunde. Der eine schnupperte nach dem Abdecker hin; der andere saß da und blickte den Wallach an, als ob er gerade von diesem etwas erwartete. Der Wallach sah sie an und rieb sich mit dem Backenknochen an der Hand, die ihn hielt.

„Sie wollen mich gewiß wieder kurieren," dachte er. „Nun, meinetwegen!" Und wirklich fühlte er, daß etwas mit seiner Kehle vorgenommen wurde. Er empfand einen Schmerz, zuckte zusammen, schlenkerte mit einem Beine; aber er hielt sich aufrecht und wartete, was nun weiter kommen werde. Was weiter kam, war, daß ihm etwas Flüssiges in großem Strome über den Hals und die Brust lief. Er seufzte so tief, daß sich sein ganzer Leib bewegte. Und es wurde ihm leichter, weit leichter.

Der ganze schwere Druck des Lebens war von ihm genommen! Er schloß die Augen und neigte den Kopf, — niemand hielt ihn ihm fest. Dann begannen seine Beine zu zittern, der ganze Körper zu schwanken. Er war darüber nicht sowohl erschrocken, als vielmehr verwundert...

Alles war ihm so neu. Er wunderte sich und machte eine krampfhafte Bewegung nach vorn, nach oben... Aber vergebens; die Beine verschoben sich zwar von ihrer Stelle, versagten aber dann den Dienst; er neigte sich zur Seite, und als er die Füße anders zu setzen versuchte, fiel er nach vorn und auf die linke Seite nieder.

Der Abdecker wartete, bis die Zuckungen aufgehört hatten, und jagte die Hunde weg, die näher herangerückt waren. Dann ergriff er den Wallach an den Beinen, drehte ihn auf den Rücken, befahl Waska, das eine Bein festzuhalten, und machte sich daran, das Fell abzuziehen.

„Es war ein ganz brauchbares Pferd," bemerkte Waska.

„Wenn das Tier nur nicht so abgemagert wäre, dann wäre das Fell ganz gut," sagte der Abdecker.

Die Herde kam am Abend auf der Anhöhe vorüber, und diejenigen Tiere, die am linken Rande der Herde gingen, sahen unten etwas Rotes, womit sich die Hunde eifrig zu schaffen machten; darüber flogen Krähen und Geier. Der eine Hund hatte die Vorderbeine gegen den Kadaver gestemmt und riß, mit dem Kopfe hin und her schlagend, das, was er gepackt hatte, mit hörbarem Geräusche ab. Die braune Stute blieb stehen, streckte den Kopf und den Hals aus und zog lange die Luft ein. Nur mit Mühe konnte sie weitergetrieben werden.

In dem alten Walde, unten in einer dicht mit Gestrüpp bewachsenen Schlucht, heulten zur Zeit des Frührotes auf einer kleinen freien Stelle vergnügt etliche großköpfige junge Wölfe. Es waren ihrer fünf: vier fast gleich große und ein kleiner, bei dem der Kopf größer war als der Rumpf. Eine magere im Haaren begriffene Wölfin, die ihren vollen Bauch mit den herabhängenden Zitzen an der Erde hinschleppte, kam aus dem Gebüsch heraus und setzte sich den jungen Wölfen gegenüber

hin. Diese standen im Halbkreise vor ihr. Sie trat zu dem kleinsten, ließ den Schwanz tief hinunterhängen, beugte die Schnauze hinab, und indem sie dann einige krampfhafte Bewegungen machte und den mit spitzen Zähnen besetzten Rachen öffnete, warf sie mit starker Anstrengung ein großes Stück Pferdefleisch aus. Die größeren Wölfchen drängten sich an sie heran; aber sie wandte sich drohend gegen sie und ließ alles dem kleinsten zukommen. Dieser zog, wie in Wut, knurrend das Fleischstück unter sich herunter und begann zu fressen. Ebenso spie die Wölfin auch dem zweiten, dem dritten und allen fünfen Fleisch hin und streckte sich dann ihnen gegenüber auf die Erde, um sich zu erholen.

Eine Woche darauf lagen bei dem Ziegelschuppen nur noch der große Schädel und zwei Schenkelknochen; alles übrige war hierhin und dorthin verschleppt. Im Sommer nahm ein Bauer, welcher Knochen sammelte, auch diese Schenkelknochen und den Schädel mit fort und verkaufte sie.

Bedeutend später wurde Serpuchowskoi, der, ein toter Leib, in dieser Welt herumgewandelt war und gegessen und getrunken hatte, der Erde übergeben. Weder seine Haut noch sein Fleisch noch seine Knochen waren zu irgend etwas nütze.

Und wie schon zwanzig Jahre lang sein in dieser Welt herumwandelnder toter Leib allen eine große Last gewesen war, so war auch seine Beerdigung für die Menschen nur eine überflüssige Mühe. Seit langer Zeit hatte niemand mehr von diesem Manne irgendwelchen Nutzen gehabt, allen war er schon längst zur Last geworden; aber trotzdem fanden die Toten, die die Toten begraben, es nötig, diesen sogleich in Fäulnis übergehenden, aufgedunsenen Leib mit einer schönen Uniform zu bekleiden, ihm schöne Stiefel anzuziehen, ihn in einen schönen neuen Sarg mit neuen Quasten an den vier Ecken zu legen,

dann diesen neuen Sarg in einen andern, bleiernen Sarg zu stellen, ihn nach Moskau zu bringen, dort menschliche Gebeine, die vor langer Zeit begraben waren, wieder auszugraben, an eben dieser Stelle diesen faulenden, von Würmern wimmelnden Leib in der neuen Uniform und mit den sauber geputzten Stiefeln zu verbergen und alles mit Erde zuzuschütten.

21.—30. Tausend

*

Druck von Bernhard
Tauchnitz in Leipzig

Bücher aus dem Insel-Verlag

Dostojewski: Schuld und Sühne. (Raskolnikow.) Ein Roman in sechs Teilen mit einem Nachwort. Vollständige Übertragung von H. Röhl. In Leinen M. 4.50.

Turgenjeff: Väter und Söhne. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. In Leinen M. 4.50.

Turgenjeff: Gedichte in Prosa. Übertragen von Th. Comichau. Mit Titel und Vignetten von Heinrich Vogeler-Worpswede. Zweite Aufl. Geh. M. 2.—, in Leinen M. 3.—, in Leder M. 3.50.

Gogol: Der Mantel. Eine Novelle. Übertragen von Rudolf Kassner. (Insel-Bücherei 24.) In Pappband M. 0.80.

Lermontoff: Ein Held unserer Zeit. Ein Roman. Deutsche Übertragung aus dem Russischen von Michael Feofanoff. Mit Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Geheftet M. 3.—, in Leinen M. 4.—, in Leder M. 5.—.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Nach den von der Kais. Russischen Akademie der Wissenschaften zum ersten Male veröffentlichten eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 12 Porträts in Lichtdruck. Zwei Bände. Geheftet M. 12.—, in Halbleder M. 20.—.

Die zwanzig Zwei-Mark-Bände

Jeder Band in Pappband M. 2.80.

Ludwig v. Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Zweite Auflage (11. bis 20. Tausend).

Fichtes Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe, eingeleitet von Rudolf Eucken.

Goethes Briefe an Frau von Stein. In Auswahl herausgegeb. von Julius Petersen. Zweite Auflage (11. bis 20. Tausend).

Goethes Sprüche in Prosa. Maximen und Reflexionen. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Krüger-Westend.

Goethes Sprüche in Reimen. Zahme Xenien und Invektiven. Herausgegeben von Max Hecker.

Aus Goethes Tagebüchern. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Gerhard Gräf.

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von A. Köster. (31. bis 40. Tausend.)

Grimms deutsche Sagen. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Merker. Titelumrahmung nach Ludwig Grimm.

Johann Gottfried Herder: Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgewählt u. herausg. v. O. Braun.

Die Bibel, ausgewählt. Herausgegeb. von A. u. P. G. Grotjahn.

Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann.

Kant-Aussprüche. Herausgegeben von Raoul Richter. Zweite Auflage.

Heinrich von Kleists Erzählungen. Eingeleitet von Erich Schmidt.

Lessings Briefe. In Auswahl herausg. von Julius Petersen.

Des Knaben Wunderhorn. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Ranke. Mit Titelvignette und Titelvollbild nach der ersten Ausgabe.

Otto Ludwig: Die Heiterethei. Ein Roman. Herausgegeben und eingeleitet von Paul Merker.

Mozarts Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann.

Die Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt von Max Hecker.

Der junge Schumann: Dichtungen und Briefe. Herausgegeben von Alfred Schumann.

Richard Wagner: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von H. St. Chamberlain. (1. bis 20. Tauf.)

66676178

Digitized by Google